Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 8 **Marburg i. H., den 24. Februar** **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die lichte Stelle — Karl Kautskys „Ursprung des Christentums" — Von Nazareth nach Golgatha (Maurenbrecher) — Die Mission auf der Generalsynode der Brüdergemeine — Eine unterbliebene Umfrage. 3. Die Antwort des Fragestellers — Zum Kampf um das preußische Wahlrecht — Die altdeutsche Malerei. Eine Entgegnung — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die lichte Stelle

Nathanael sprach: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Philippus spricht zu ihm: Komm und sieh es! Joh. 1, 46.

Die Schar der Gottsucher ist im Wachsen. Sie heben die Köpfe hoch und haben helle Augen und einen redlichen Willen. Ihr Blick geht ins Weite, ins Große und Allgemeine. Von allem Kleinlichen, Engen und Besonderen löst sich ihr Sinn. Nazareth? „Was kann von Nazareth Gutes kommen! Los von der Geschichte — los von der Geographie! Im Großen, im Ganzen leuchtet uns das Licht, das wir brauchen, und im freien Ueberschauen und Zusammenschauen der großen Weltbewegung finden wir den Gott, den wir suchen!"

Es liegt etwas Befreiendes in diesem großen Zuge. Wir waren vielleicht zu tief über das Buch gebeugt und in Gefahr, kurzsichtig und engbrüstig zu werden. Wir waren zu lange im Tal und der Blick von der Höhe tut uns gut. Wenn wir nur auf dem höchsten Schauinsland nicht vergessen, daß es auch dort nur ein Bilderbuch ist, das wir besehen; ein großes Bilderbuch statt des kleinen. Es ist ein Wechsel im Format. Aber auch das größte Format hat seinen Rand und seine Grenze.

Wir sollen so hoch hinauf, als unser Atem reicht und sollen so weit und frei schauen, als wir nur können. Es ist dafür gesorgt, daß unsre Blicke nicht in das All wachsen. „Der Mensch soll so wenig alles wissen, als alles sein, — weil er das nicht kann. ... Jedes Wissen, soll es mit Weisheit ein Wissen werden, muß sich einmal beschränken, an einer Stelle recht tief untertauchen und die andern Wellen ruhiger um seinen Strudel hinspielen lassen. Irgendwo in der Welt muß ich mein Licht hinstellen und nicht wimmern, daß es mir nicht allenthalben gleich leuchten kann. Ist mir nur ein Punkt der Welt hell, so werde ich daran immer mich zurecht finden können." (E. M. Arndt.)

Ich bin auf die hohen Aussichtstürme gestiegen, die unsre kühnsten Baumeister, Geschichtsforscher und Philosophen, auf harten Felsen, mit heißer Mühe, im wehenden Sturm errichtet haben, — und ich habe Herrliches gesehen. Aber Alles verschlang zuletzt die Dämmerung. Wenn die kommt, steigen die Tageswanderer wieder hinunter in die Täler. Erst wer Nächte auf den Türmen zugebracht und mit der Seele in den Augen die Finsternis abgesucht hat, der weiß, daß in der weiten Landschaft eine lichte Stelle ist, wo die Gottesnähe am herzlichsten, das Verständnis für die Menschenseele am tiefsten, die Ueberwindung von Leid und Tod am stärksten ist — und das Alles in einer Seele, an einer Stelle dieses Planeten in einem Jahresablauf unter dieser Sonne.

Nicht festgebannt ist das Lichte auf diese Stelle, aber von daher kommt es. Und so oft ich den Ewigen und die Menschen und das Unbegreifliche so behandelte, wie diese leuchtende Seele es tat, ist es auch in mir immer wieder hell geworden.

Im elektrischen Lichte des Wissens wird man dieses Licht leicht übersehen. Die Seele und das Seelenleuchten sind für die Wissenschaft nicht erkennbar. Darum werden Historie und Philosophie immer fragen: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Da hilft dann kein Anhäufen von Beweisen. Sondern denen, die ernstlich ein Licht suchen, von wo aus sie sich im Dunkeln zurecht finden können, bleibt nach wie vor die eine Antwort: „Komm und siehe es!" P J

Karl Kautskys „Ursprung des Christentums"

Das so betitelte Buch des bekannten Sozialdemokraten war der Gegenstand, über den die Ortsgruppe Leipzig der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung am 1. März 1909 eine öffentliche Diskussion veranstaltete. Der Verlauf war ausgezeichnet, große Beteiligung seitens der Sozialdemokraten, gespannte Aufmerksamkeit, energisches Eingreifen, klares Erfassen der Probleme, sachliche Haltung; wer die Arbeiter von dieser Seite noch nicht kannte, bekam bei der Diskussion vor ihnen Hochachtung. Auch von Theologen wurde Treffliches gesagt, sodaß der Abend sich zu einem der eindrucksvollsten gestaltete. Unter den theologischen Urteilen über das genannte Buch*) waren besonders zwei bemerkenswert. Einer nannte es einen Roman, ein Andrer überbot diesen Ausdruck und bezeichnete es als eine Karrikatur. An beiden Urteilen, die natürlich von Seiten der Arbeiter mit einem höhnischen Lachen beantwortet wurden, ist ein berechtigter Kern. Wer das Buch in der Erwartung liest, darin eine objektive, ruhig nach allen Seiten abwägende historische Untersuchung zu finden, wird schwer enttäuscht, denn der historische Materialismus wird als fertiges Schema an das Urchristentum herangebracht: er ist für Kautsky gewissermaßen heuristisches Prinzip, aus dem heraus er die einzelnen Ereignisse deutet.

Aber darf man vom Verfasser eine wirklich wissenschaftliche Geschichtsschreibung verlangen? Wer ist Kautsky? Er ist der Mann, dem das Schicksal vielleicht die interessanteste Stellung unter allen jetzt lebenden Menschen angewiesen hat.

Wir haben in den beiden letzten Menschenaltern einen Vorgang erlebt, wie er seit den Tagen der Reformation in dem Umfang nicht vorkam. Damals entstanden neue große Typen des Menschengeistes im Anschluß an Luther, Calvin und Loyola. Luthertum, Calvinismus, Jesuitismus wurden die geschichtsbil-

*) Der Ursprung des Christentums. Eine historische Untersuchung von Karl Kautsky. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1908. 524 S. 5, gebunden 5,75 Mk.

denden Faktoren, und noch heute trotz aller Ausgleichungen, Annäherungen, Erweichungen wird die europäisch-amerikanische Menschheit in ihrem Handeln und Denken wesentlich bestimmt von den Typen, die ihr seiner Zeit aufgedrückt wurden. Das vorige Jahrhundert schenkte uns abermals einen Mann, der wieder Menschen formte nach seinem Bilde. Das war nicht Goethe, nicht Kant, sondern Karl Marx. Man mag ihn und seine Lehre grundsätzlich ablehnen und das ganze System von A bis Z für falsch halten, aber man muß ihm zugestehn, daß er mit beispielloser Gewalt die Arbeiterschaft der ganzen weiten Welt allmählich in seinen Bann zwingt. Bei uns ist es schon so weit, daß beinahe jede Arbeiterseele einer Münze gleicht, in die der König Marx eingeprägt ist. In diesem Typus liegt die ganze Kraft der proletarischen Bewegung. Als Vertreterin des Typus geht die Sozialdemokratie unbeirrt durch die Jahrzehnte. Sie kann lachen über die anarchistischen Quertreibereien; es sind nur verlaufene, vom Typus abgeirrte Geister, die ihre Kraft ebenso wie ihre Dynamitpatronen zweck- und erfolglos verpuffen. Ebensowenig können die Revisionisten etwas ausrichten. Zwar mit der Theorie von Marx sind sie längst fertig, aber vom Typus kommen sie nicht los und gleichen den Modernisten in der katholischen Kirche, die mit ihrem Verstand die Fesseln des katholischen Typus nicht lösen können.

Der große Marx ist tot. Aber es ist einer vorhanden, der den Mantel des Propheten erbte, er heißt Kautsky. Spottweise hat man ihn den Parteipapst der Sozialdemokratie genannt. Der Ausdruck trifft wirklich zu. Kautsky ist der Hohepriester des neuen Menschentypus. Nicht im Agitationsgenie Bebels, nicht in der Diplomatie Singers, sondern im theoretisierenden Verstande Kautskys liegt der Lebensnerv der Sozialdemokratie. Würde er den historischen Materialismus aufgeben, so würde das die schwerste Verwirrung in der Sozialdemokratie anrichten, ähnlich der, die seiner Zeit durch die Unsicherheit Melanchthons im Luthertum entstand.

Also wir müssen von vornherein klar darüber sein, daß Kautskys Schrift nur als Dokument des Typus aufgefaßt werden darf. In diesem Sinne wollen wir uns mit ihr auseinandersetzen.

Zunächst eine gedrängte Angabe des Inhalts.

1

Die Persönlichkeit Jesu ist für Kautsky historisch. Allerdings erscheinen ihm die Quellen bis auf den bekannten Bericht des Tacitus (etwa vom Jahre 100) als unsicher. Im besondern gibt er garnichts auf die überlieferten Reden Jesu, während er in einigen Paulusbriefen die echte, älteste Literatur der Christen anerkennt. Jesus ist von vornherein Vorbild seiner Sekte, die in sein Bild ihre eigenen Bedürfnisse hineinlegte. So mußten notwendig Widersprüche im Ueberlieferungsbild entstehen.

Nach diesen literarkritischen Vorbemerkungen entwickelt der Verfasser die Gesellschaftsverhältnisse der römischen Kaiserzeit. Seitdem ein Volk seßhaft ward, beruht seine Kultur auf dem Grundbesitz. Zur Bestellung der Felder verwendet der Besitzer neben der eigenen die Arbeitskraft von Sklaven, die aber als zum Hausstand gehörig ein erträgliches Los haben. Die Sklaverei bekommt dagegen in der Warenproduktion ein andres Gesicht. Der Sklave wird bei notdürftigster Ernährung bis zum äußersten ausgebeutet, was besonders dann möglich wird, wenn zahlreiches Sklavenmaterial zur Verfügung steht. In Rom trat das nach dem zweiten punischen Kriege ein. Damals erlag das Bauerntum, einmal infolge des endlosen Militärdienstes, zweitens infolge der Konkurrenz des Großgrundbesitzes, der mit zwar technisch minderwertigen, aber fabelhaft billigen Sklavenkräften die Arbeit des Bauern unterbot. Nun besaß damals das Kapital nicht die Tendenz zur Anhäufung, sondern verleitete den Besitzer zum sinnlosen Genuß, der die Genußfähigkeit verminderte, Scham und Ekel am Leben hervorrief und die Sehnsucht nach etwas Höherem erweckte. Von der Genußsucht wird auch das Proletariat angesteckt, der Bauer verkauft den letzten Besitz und zieht in die Stadt, um dort teilzuhaben an den Genüssen der siegreichen Nation. Er wird Lumpenproletarier. Zur Zeit Christi tritt ein Umschwung ein, die römische Offensive hört auf, die Sklavenzufuhr stockt. Wegen Mangel an Arbeitskräften müssen die Grundbesitzer ihr Land an ehemalige Sklaven (Kolonen) verpachten.

Das römische Staatswesen entwickelt sich auf Grund dieser sozialen Verhältnisse. Rom wurde groß durch Handel und Krieg. Es hatte in seiner Doppelstellung als Großstadt und Bauerntum einen Vorteil vor den rein bäuerlichen Samniten und der etruskischen Stadtkultur. Die siegreichen Bauern-Soldaten erzwingen im Staate die Demokratie und nutzen dieselbe als Erwerbsmittel aus, lassen sich z. B. ihre Stimmen abkaufen. Die wirkliche Leitung des Staates liegt in den Händen einer plutokratischen Aristokratie, die ihren Reichtum durch Auswucherung der Provinzen bezieht. Diese Zustände drängen auf den Absolutismus hin. Die Bürgerkriege bringen die Entscheidung durch den Sieg Cäsars und seiner Nachfolger. Nun starb außer in Jerusalem das politische Denken der alten Welt ab, es trat die Friedhofsruhe der Kaiserzeit ein. Einige Jahrhunderte später war der Staat bankrott.

Parallel geht das Denken und Empfinden. Die alten Gauverbände lösen sich auf. Der Mensch, auf sich selber gestellt, wird Individualist. Sein Interesse wendet sich von der Naturphilosophie zur Ethik. Der innere und äußere Jammer disponiert ihn zur Religion; so erklärt sich die vielfach vorhandene Erlösungshoffnung, der Kaiserkultus, die Leichtgläubigkeit — selbst ein Mann wie Tacitus glaubte, daß Vespasian Wunder getan habe. Hand in Hand damit regt sich die Humanität, es werden für Kindererziehung Stiftungen gemacht, und selbst Nero mildert die allzu grausame Bestrafung der Sklaven. Dabei fällt der Unterschied der Nationalität. Caracalla gibt das römische Bürgerrecht allen Völkern des Reichs.

Der Entfaltung einer neuen Religionsform stand allerdings das staatliche Recht im Wege durch das Verbot der Vereine. Nur wo zugleich revolutionärer und idealer Schwung vorhanden war, konnte man dem Staate trotzen. Der Fortschritt der Gesellschaft konnte damals nur unter der Form moralisierender Mystik geschehn; allein man muß dabei scharf zwischen dieser Form und dem gesellschaftlichen Inhalt unterscheiden: letzter ist das treibende Element. Bei dieser Bewegung siegten die östlichen Religionen infolge der industriellen Ueberlegenheit des Ostens. Dabei mußte es zur Ausbildung des Monotheismus kommen, einmal weil das Denken eine stark jenseitige Richtung annahm, und sodann, weil das Weltkaisertum den Gedanken der himmlischen Monarchie nahelegte.

Im weiteren gibt Kautsky auf Grund des historischen Materialismus einen Abriß der israelitisch-jüdischen Geschichte. Die Urväter des Volkes sind Nomaden, die den Handel zwischen Nil und Euphrat besorgen. Nomadische Religion ist trotz ihrer Rückständigkeit bildlos; der Handel erzeugt abstraktes, die Produktion dagegen konkretes Denken. Trotzdem kommt bei Handelsvölkern Philosophie nicht auf: deren Boden sind die griechischen Handelsstädte mit einer Klasse müßiger Grundbesitzer, in denen das abstrakte Denken mit der Uninteressiertheit sich verbindet. Dieselbe gesellschaftliche Aufgabe fiel in den Handelszentren der orientalischen Völker der Priesterschaft zu, wodurch das Denken eine feste Beziehung zum Kultus bekam.

Mit der Neigung zu abstrakter Religion verbindet sich bei den Israeliten ein nationales Moment, weil das Volk einen harten Kampf um das eroberte Kanaan führen muß. Nach der Unterjochung durch Assyrier und Babylonier wäre das nationale Element erloschen, wenn nicht die führenden Schichten des Stammes Juda jenes kurze babylonische Exil durchgemacht hätten, in dem sich ihre nationale Eigentümlichkeit verschärft. In die Heimat zurückgekehrt schaffen sie einen straff zentralisierten monotheistischen Kultus.

Unterdessen war eine tiefgreifende Veränderung des Handels erfolgt. Die Phönizier wurden durch die Griechen abgelöst, und damit ist der an den phönizischen Seehandel sich anschließende jüdische Landhandel lahmgelegt. Der Händler war gezwungen, dem Handel nachzugehen und sich in den mittelländischen Zentren anzusiedeln. Dort entstand die jüdische Diaspora, die bestrebt war durch religiös-nationale Propaganda ihren Einfluß zu erweitern.

Dabei stieg die Bedeutung Jerusalems als Zentrale des nationalen und religiösen Lebens. Es floß dorthin aus aller Welt eine reiche Tempelsteuer und verstärkte die Position des dortigen Priesteradels, der Sadduzäer und der Intellektuellen, der Pharisäer. Zugleich steigerte dort sich der national-religiöse Fanatismus der Zeloten, in deren Partei sich Lumpenproletarier aller Art, Räuber, Bettler, Schwärmer zusammenfanden. Auf dem Lande nahm die Bewegung im Essenertum kommunistische Form an, während an kommunistische Produktion in der städtischen Industrie noch nicht zu denken war.

In diesem Milieu erfolgen die Anfänge des Christentums. Die Gemeinde steht in der Mitte zwischen Zeloten und Essenern, sie hat revolutionären und kommunistischen Charakter. Der erste äußert sich im Klassenhaß bei Lukas und im Jakobusbrief (bei Matthäus abgeschwächt), der letzte tritt in der Apostelgeschichte zu Tage, ferner in der Verachtung der Arbeit (Luk. 12, 22) und in der Auflösung der Familie (Mark. 3, 31). Jesus selbst hat die Rebellenstimmung gefördert, was trotz späterer Ueberarbeitung an einigen Stellen aus den Evangelien hervorleuchtet, so wenn er die Sünder aufruft (Mark. 2, 17), wenn er ein Feuer anzünden will (Luk. 12, 49), und wenn er seine Jünger Schwerter kaufen heißt (Luk. 22, 36). Das revolutionäre Element allein reicht zur Erklärung seines Messiastums nicht aus. Daß er gleichzeitig Kommunist war, unterscheidet ihn von allen andern Rebellen seiner Zeit. Das Rebellentum war in der christlichen Gemeinde so stark, daß der Klassenhaß über den Rassenhaß siegte und sich zu einer internationalen Bewegung ausweitete, was nur möglich war durch das Zusammenwirken von Messiasglauben und Kommunismus. Allmählich kehrte sich sogar der anfängliche national jüdische Zug ins Gegenteil um. Vom Jahre 70 an übertrug sich der Antisemitismus, der durch den jüdischen Krieg in aller Welt erregt wurde, auch auf die Gemeinde, so daß sie der Erzählung der Leidensgeschichte Jesu eine ihr ursprünglich fremde, antisemitische Färbung gab.

Die Christen waren freie Proletarier, darum haben sie für die Sklavenbefreiung nichts übrig. Ihr Kommunismus konnte sich nicht halten, weil er sich nur auf den Genuß, nicht auf die Arbeit bezog. Der bei ihnen herrschende Kleingewerbebetrieb forderte den Einzelhaushalt und die Einzelehe. Die Keime eines wirklichen Kommunismus wurden durch die Erwerbsverhältnisse, durch die Unmöglichkeit kommunistischer Produktion erstickt. Es blieb nichts als eine gegenseitige Versicherung gegen allerhand Nöte, es blieb ferner eine Vermögensbildung der Gemeinde, wodurch später die demokratische Verfassung in ihr Gegenteil, in die priesterliche Monarchie verwandelt wurde. Der Kommunismus flüchtete sich in die Klöster und Sekten (Karpokratianer).

Kautsky schließt seine mehr als 500 Seiten füllenden Ausführungen mit einer Gegenüberstellung von antikem und modernem Kommunismus, von Christentum und Sozialdemokratie.

2

Was ist unter Kautskys Händen aus dem Urchristentum für ein wunderliches Ding geworden! Doch wir wollten ja in erster Linie an diesem Buch Kautsky und die Sozialdemokratie studieren. Darum sei jetzt Einiges zur Charakterisierung hervorgehoben.

Kautsky nähert sich der modernen Theologie. Man muß gelesen haben, was er früher zu unserm Gegenstande geschrieben hat, z. B. in den „Vorläufern des neueren Sozialismus“ 1. Band „Von Plato bis zu den Wiedertäufern“, um zu ermessen, wie stark er durch die historische Forschung der Theologen beeinflußt ist. Eine Zeitlang stellte man Kautsky mit Kalthoff zusammen. Das hat in sofern eine Berechtigung, als bei ihm die Persönlichkeit Jesu als geschichtsbildender Faktor sehr zurücktritt. Aber Kautsky sagt sich los von dem Versuche, die Geschichtlichkeit Jesu zu leugnen. Er hält vielmehr daran fest, daß Jesus in Galiläa geboren und in Jerusalem gekreuzigt ist. Man kann Kautskys Verhältnis zur modernen Theologie etwa so bestimmen: In der Anerkennung äußerer Tatsachen stimmen sie überein, aber sie unterscheiden sich wesentlich in deren Deutung und Bewertung.

Wir erwähnten schon, daß Kautsky einige Hauptbriefe des Paulus für echt hält. Das Johannesevangelium setzt er in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, Lukas an den Anfang, Matthäus einige Jahrzehnte später an. Der Jakobusbrief ist um 150 verfaßt. Durch die Anerkennung dieser Chronologie neutestamentlicher Schriften ist endlich mit dem elenden Gefasel einzelner sozialdemokratischer Redner ein Ende gemacht, diese Bücher wären erst nach Jahrhunderten von katholischen Priestern in Rom verfaßt. Kautsky konstatiert — entgegen seiner früheren Ansicht —, daß die Anfänge des Christentums nicht in den Sklavenkasernen Italiens, sondern in Palästina zu suchen sind, daß der industriell höher entwickelte Osten des Reichs das wichtigste Ausbreitungsgebiet der ersten Zeit war. Urchristen sind in seinen Augen nicht mehr Lumpenproletarier, sogar die Tatsache der wirtschaftlichen Gesundung in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit scheint von ihm anerkannt zu werden. Auf dieser Grundlage ist natürlich eine Diskussion mit den Sozialdemokraten wesentlich erleichtert.

Das Bild, das Kautsky vom Urchristentum entwirft, mag total verzeichnet sein, dennoch liegt in seiner Arbeit ein Verdienst. Geflissentlich hebt er an allen Vorgängen und Zuständen die ökonomische Seite hervor. Dieses Moment ist in der theologischen Forschung früher ganz vernachlässigt worden und wird auch heute gegenüber dem ideologischen zu wenig beachtet. Die sozialdemokratische Einseitigkeit der Geschichtsbetrachtung wirkt als heilsames Gegengewicht und hat eine höchst wichtige Erkenntnis zu Tage gefördert, nämlich daß tatsächlich das Urchristentum einen proletarischen Charakter gehabt hat. Mit wunderbarer Energie hat Troeltsch in den bekannten Aufsätzen über „die Soziallehren der christlichen Kirchen“ (Archiv für Sozialwissenschaften 26. Band) diesen Gedanken herausgearbeitet und Deißmann hat ihn auf Grund antiker Volkskunde (vgl. Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses in Dessau von 1908) bestätigt. Damit erscheint der Ursprung des Christentums in völlig neuer Beleuchtung, die dadurch gewonnenen religionspsychologischen Perspektiven sind von weitesttragender Bedeutung; aber der Anstoß zu dieser Entwicklung stammt aus dem roten Lager. Darum ist es unrecht bloß zu verdammen: die Einseitigkeit des Marxismus hat auch ihr Gutes gehabt.

Uebrigens läßt sich bei Kautsky hin und wieder beobachten, daß er die Einseitigkeit mildert. So wenn er auf Seite 403 den Glauben an den Messias und an die Auferstehung, also das ideologische Moment, für notwendig zur Ausbreitung des kommunistischen Geheimbundes hält. Nun belehren uns zwar die Sozialdemokraten, daß die Mitwirkung des ideologischen Faktors von je in der marxistischen Lehre anerkannt würde, nur sei der letzte Grund desselben stets in ökonomischen Verhältnissen zu suchen. Da nun die Geschichtsforschung mit dem letzten Grunde der treibenden Faktoren nichts zu tun hat, so bestünde zwischen sozialdemokratischer und bürgerlicher Methode kein Unterschied, insofern beide die wirkenden geschichtsbildenden Kräfte suchen. Tatsächlich verhält es sich so, daß von der einen Seite die ideologischen, von der andern die ökonomischen Faktoren nach Möglichkeit zurückgedrängt werden. Darum ist es als Fortschritt zu begrüßen, wenn in der Geschichtsschreibung die Parteien einander Zugeständnisse machen und die Mitwirkung des von der andern Partei betonten Faktors gelten lassen.

3

Eine auf die Einzelheiten eingehende Kritik des Kautskyschen Buches ist hier unmöglich. Wir beschränken uns auf die Fragen des Kommunismus, des rebellischen Charakters, der Auflösung der Einzelehe im Urchristentum.

Zugestandenermaßen geht das Christentum auf eine Bewegung der Fischer des Sees Genezareth zurück. Daß diese als Proletarier anzusprechen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber Kommunisten zu werden hinderte sie ihr Beruf. Der Fischer ist auf den Kleinbetrieb angewiesen, sein Haushalt gestaltet sich notwendig als Einzelwirtschaft. Gemeinsame Mahle entsprechen bei ihm keinen ökonomischen Bedürfnissen, sondern bloß ideologisch gesellschaftlichen Interessen. Wenn sie zusammensteuerten, um ihrem Wanderlehrer Jesus Unterhalt zu gewähren,

so ist das doch kein Kommunismus. Die Bewegung wird aber nach Jerusalem übertragen. Um bei der Wiederkunft des Messias in der heiligen Stadt zu sein, verlassen die Fischer ihr Gewerbe und verzehren ihr Vermögen in der neuen Heimat. Dort fallen sie bald bitterer Armut anheim. Aus diesem Zustand erklären sich die hochgespannten Forderungen der Wohltätigkeit und gleichzeitig der Armutsstolz, wie beide aus der Lukasquelle bekannt sind. Aber Wohltätigkeit ist kein Kommunismus. Daß es sich nur um Wohltätigkeit handelt, wird auch in der Apostelgeschichte (vgl. 5, 4) ausdrücklich behauptet. Wohl hatten damals die gemeinsamen Mahle auch ökonomischen Wert, allein eine derartige Maßregel gegen drückende Not macht noch nicht das Wesen des Kommunismus aus, der in der rechtlichen Aufhebung des Privateigentums besteht.

Ueber die nächste Periode sind wir durch die Briefe des Paulus gut unterrichtet. Den ersten Korintherbrief erkennt doch wohl Kautsky als echt an. Derselbe aber läßt keine Spur von Kommunismus in der korinthischen Gemeinde erkennen. Der Zweck der gemeinsamen Mahlzeiten ist dort ausschließlich gesellschaftlich religiös, nicht ökonomisch, denn Jeder verzehrt das eigene Mitgebrachte. In Korinth besteht keine gemeinsame Kasse, Jeder muß für die große Gabe nach Jerusalem zu Haus zurücklegen. Auch in dem von Kautsky erwähnten Apologetikus Tertullians (entstanden zwischen 150 und 160) ist die Freiwilligkeit jeder Beitragsleistung auf das schärfste betont.

Ueberhaupt zeigt sich die ganze altchristliche Literatur für wirtschaftliche Dinge fast völlig uninteressiert. Ihr leitender Gesichtspunkt ist Gott. Nur aus der beinahe vollkommenen religiösen Konzentration wird die soziale Indolenz begreiflich, die z. B. in der Sklavenfrage hervortrat.

Bei der Behauptung des ursprünglich rebellischen Charakters zieht Kautsky sich in das dunkle Gebiet der ältesten Ueberlieferung zurück. Die Ausdrücke, die er dort findet z. B. „Feuer anzünden", „Sünder aufrufen" zwingen zu nichts, weil sie orientalisch bildlich sein können. Die Stelle vom „Schwerterkaufen" Luk. 22, 35—38 besagt garnichts, weil sie als literarische Antithese zu Luk. 10, 4 entstanden ist. Der Einzug in Jerusalem, die Reinigung des Tempels, der Ausdruck „der Juden König" lassen eine rein religiös messianische Deutung zu.

Nun behauptet Kautsky, die Rebellenstimmung wäre erst mit dem Jahre 70 ins Gegenteil umgeschlagen. Aber die Paulusbriefe sind ja vor diesem Zeitpunkt entstanden und spiegeln das vollkommen demütige Wesen Jesu wieder. Weiter auf die Hypothese einzugehn hat keinen Zweck.

Was die Aufhebung der Einzelehe anlangt, will Kautsky eine Stelle der Didache (XI, 11) als eine Andeutung auf Weibergemeinschaft der ersten Christen deuten. Gemeint sind dort vielleicht die geistlichen Ehen, die nach der Meinung einiger Ausleger auch 1. Kor. 7, 36 erwähnt werden. Gegen Kautskys Vermutung ist die Tatsache anzuführen, daß die alten Christen mißtrauisch gegen jede Betätigung der Sinnlichkeit waren, weil sie die Konkurrenz fürchteten, die aus ihr der Religion erwachsen kann. Das Virginitätsideal in Gemeinschaft mit ökonomischen Bedürfnissen veranlaßte die geistlichen Ehen, schließt aber die Weibergemeinschaft völlig aus.

Aus Allem wird ersichtlich, daß Kautsky und seine Partei nicht im Stande sind, der Religion die Stellung anzuweisen, die ihr zukommt. Vor allem sind beide unfähig eine Bewegung zu verstehen, in der diese Funktion des menschlichen Geistes so rein, so unvermischt mit Kulturtendenzen hervortritt, wie im Urchristentum. Natürlich haben zur Ausbreitung ökonomische Faktoren mitgewirkt, aber indirekt, insofern durch sie jene Windstille der politischen und sozialen Verhältnisse eingetreten war und die fiebernde Unruhe der alten Völker zu Ende gebracht war. So sind der neuen Religion die Bedingungen ihrer Entfaltung gegeben, so konnte sich ungestört die Verinnerlichung vollziehn, die man treffend die religiöse Schlußwendung der Antike genannt hat. Daß die aus der christlichen Bruderliebe folgenden sozialen Annehmlichkeiten die Ausbreitung befördert haben, ist ebenfalls richtig, aber einen ökonomischen Zweck hat die Gemeinde nicht verfolgt. Diese Behauptung ist sozialdemokratischer Irrtum.

Georg Liebster

Von Nazareth nach Golgatha

Von Max Maurenbrecher. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. 1909. Kartoniert 4, gebunden 5 Mk.

Wenn der Hauptvertreter sozialdemokratischer Wissenschaft, der strenge Wächter über Reinheit und unverfälschte Echtheit marxistischer Lehre, Karl Kautsky, mit einem 508 Seiten starken Buch über den Ursprung des Christentums herbeikommt, so könnte das immerhin ein Ereignis für uns bedeuten. Wir möchten von der intensiven Beschäftigung mit dem modernen Proletariat interessante Einblicke in das Wesen des Urchristentums erhoffen, die unseren Herren Professoren doch wohl fernliegen. Weil das Christentum in seinen Anfängen unzweifelhaft eine Bewegung besitzloser Schichten gewesen ist, so möchten wir wohl von dem nichttheologischen Forscher, der so vertraut ist mit den heute treibenden Kräften dieser Schichten, Erkenntnisse auch für die alte Zeit erwarten, die ihm aus seinem Lebensberufe zugewachsen sind. Diese Erwartung wird nun freilich nicht erfüllt. Die materialistische Geschichtsmethode, auf die Kautsky so stolz ist, versagt den großen Persönlichkeiten gegenüber, die bei dem Ursprung des Christentums denn doch nicht gut ausgeschaltet werden können. Die Existenz Jesu wird zwar als möglich anerkannt, Jesus selbst nur als kommunistischer Rebell betrachtet. Von seiner religiösen Aufgabe wird nicht geredet, das Vaterunser übergangen. Auch Paulus ist in seiner Bedeutung nicht erkannt. Weder nach seinen Briefen, noch nach Deißmanns schönem „Licht vom Osten" *) ist die innere Struktur der ersten Gemeinden untersucht. Das ganze Buch ist eine nicht nach dem heutigen Stand der Wissenschaft gearbeitete Darstellung der sozialen Zustände des Römerreiches, des Judentums und der urchristlichen Gemeinde, ein Haufen von kulturgeschichtlichem Stoff, und man sucht vergebens nach der Flamme, die diesen Stoff entzündete. Rechnet man dazu die nicht mangelnden berlinerisch-rationalistischen Urteile über die Beschränktheit der geistigen Welt, in die das Buch hineinführt, so erklärt sich daraus die — Langeweile, die das umfängliche Werk hervorruft. Es gibt wenige Arbeiten auf dem Gebiet, die sich darin mit Kautskys Buch messen könnten.

Nun ist es ein interessantes Zusammentreffen, daß nicht lange nach diesem Werk aus demselben sozialdemokratischem Lager ein Gegenstück dazu erschienen ist. Maurenbrecher, unseren Lesern aus früheren Jahren — lang, lang ists her! — nicht unbekannt**), zeigt sich auch hier als Antipode des marxistischen Zionswächters. Wird dort Jesus von Nazareth beinahe fortgeschwiegen aus der Geschichte, so steht er hier als Mittelpunkt in den Ausführungen; fast könnte man von einer Geschichte Jesu reden. Mit seinem Tode endet Maurenbrecher; die weitere Entwicklung soll in einem zweiten Werke „Von Jerusalem nach Rom" geschildert werden, in dessen Mittelpunkt ohne Zweifel der Apostel Paulus stehen wird. Hier sind die breiten, allzubreiten Schilderungen der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit vermieden. In knappen kurzen Zügen wird davon das eben Notwendige in die Darstellung hineingebracht, die sich mit sicherem Griff auf die Christusidee, die Auferstehung Jesu, sein Evangelium, sein Lebensschicksal konzentriert. Und mit welcher Sicherheit, mit welcher Leichtigkeit ist der wissenschaftliche Apparat gehandhabt! Nirgends schaut man den Staub mühsamer Einzeluntersuchung; überall ist geforscht und gegraben worden mit den Mitteln neuester Forschung (Wrede, Schweitzer, auch Harnack und Wellhausen); man hat immer das Gefühl, daß hier ernsthaft und mit gutem Willen den Tatsachen ihr Geheimnis abgelauscht werden soll — und doch ist nichts vom Schweiß der Arbeit zu spüren. Im mühelosen Fluß einer lebendig bewegten, an Bildern reichen Sprache, mit freundlicher Wärme geht die Untersuchung ernst und immer sachlich ihren Weg, so daß es nicht selten eine ästhetische Freude ist, den Darlegungen zu folgen. Man fragt sich unwillkürlich, wie der Verfasser inmitten seiner so anders gearteten politischen Berufsarbeit Zeit und Ruhe gefunden hat, die schweren Probleme des Lebens Jesu zu bewältigen!

*) Nach Jahresfrist liegt schon die zweite Auflage vor.

**) Beiträge von Maurenbrecher finden sich in der Christlichen Welt 1899 Nr. 45, 1900 Nr. 20, 1901 Nr. 44. D H

Aber wie klar stehen ihm die oft so dunklen Fragen z. B. des Selbstbewußtseins Jesu vor Augen! Wie geschickt übt er die religionsgeschichtliche Methode! Ich meine, wir haben alle Ursache, darum für dies Buch dankbar zu sein.

Der Inhalt ist bald umschrieben. Nach einer Einleitung, in der der Verfasser seinen Standpunkt als den der absoluten Immanenz zeichnet, werden die Quellen geprüft und Lukas tritt — nach Harnack — als der vertrauenswürdigste heraus. Dann werden die Vorgänge bei der Auferstehung Jesu untersucht. Der Glaube der Jünger an den auferstandenen Christus wird so erklärt, daß eine schon vorher feststehende Lehre über Tod und Auferstehung des Christus nachträglich auf den Menschen Jesus bezogen sei. Dieser Satz, die Achse des Werkes, soll im zweiten Abschnitt bewiesen werden. Alles, was in den Evangelien von Tod und Auferstehung des Menschensohnes gelehrt wird, wandert ins Vorchristliche. Dazu werden die jüdischen Weissagungen, wird die Johannesapokalypse, der babylonische Mardukmythus herangezogen: die orientalischen Erlösungsreligionen sind die weltgeschichtliche Wurzel des Christentums. Was aber hat Jesus selbst von Tod und Auferstehung, über das Christusamt gedacht? Ihm wird folgerecht im dritten Abschnitt die Zuversicht der Auferstehung abgesprochen. Ein Christusbewußtsein ist in ihm nicht vorhanden gewesen. Echte Jesusworte widersprechen dem und beweisen, daß er sich nicht für den Menschensohn gehalten haben kann. Was dagegen zu sprechen scheint, ist später eingetragen oder muß anders verstanden werden. Wie hat denn sein Evangelium ausgesehen? Jesus ist proletarischer Herkunft; daher kommen die proletarischen Züge in seiner Moral, daher der Gegensatz gegen die Pharisäer, daher die Kritik der überlieferten Religion, daher auch die innere Verbindung mit dem gleichfalls proletarischen Prophetismus der klassischen Zeit Israels. Seine Eigenart, auch gegenüber Johannes dem Täufer, bleibt jedoch, daß er stärker als die Meisten vor ihm Moral und Religion vom Standpunkt der Besitzlosen aus ansah und daß er die Erlösung als etwas Gegenwärtiges, schon jetzt Ergreifbares erfaßte. Wie hat sich sein Leben gestaltet? In einem halben Jahre läuft es eilend dem Ende zu. Ein kurzes Wirken als Proletarierprophet in Kapernaum, Flucht über die Grenze, Katastrophe in Nazareth, Durchbruch nach Jerusalem zur offenen Revolution, innerer Zusammenbruch noch vor dem letzten Abend, Prozeß und Sterben in Verzweiflung. Der Tod kommt über ihn ungewollt und ungeahnt. „Das letzte Wort in seinem Leben hat doch die volle und ganze Verzweiflung behalten."

Es wird nach dieser Inhaltsangabe nicht überraschen, wenn ich für meinen Teil bei mancher Zustimmung im Einzelnen als Ganzes das Buch Maurenbrechers ablehne. Es ist ein sehr interessanter Versuch, auf dem Acker der Evangelien einen Neubau zu errichten, aber die Fundamente scheinen mir nicht fest genug, die kühnen Mauern zu tragen. Eigentlich ist die eben erschienene kleine Schrift von Johannes Weiß „Christus, die Anfänge des Dogmas",*) die manche verwandte Gedankengänge enthält, schon die Kritik des Maurenbrecherschen Unternehmens; denn sie führt die Hauptthese vom vorchristlichen Mythus des auferstehenden Heilands auf die rechten Grenzen zurück, und Mancher wird in der Restriktion noch weitergehen. Ich habe bei dem ganzen Unterbau dieser These bei Maurenbrecher das Gefühl nicht unterdrücken können, als ob überhaupt die religionsgeschichtliche Methode, wenn man sie so verwendet, Eines viel zu gering anschlägt: die natürliche Beharrungskraft des Orientalen, das Gesetz der Trägheit im orientalischen Leben, die Zähigkeit, mit der man dort am ererbten religiösen Gut hängt, und die Langsamkeit, mit der man sich dort dem Neuen erschließt. Griechen und Römer, auch fremde, nicht bodenständige Bewohner des Landes im Orient — die mögen wohl flott und gern neue religiöse Werte und Wünsche an sich nehmen; Juden aber, Galiläer, Bauern und Fischer am See Genezareth nimmermehr! Und daran zerbricht mir das ganze zweite Kapitel. Wie mühsam ist doch die Beweisführung, wenn Maurenbrecher (S. 85) ausdrücklich „nur ganz vereinzelten Kreisen" zutraut, die vorchristliche Ueberzeugung vom auferstehenden Heiland, die er ja von Jesus ängstlich fernhält, gekannt zu haben und sie nur dort zu finden wagt, wo man in hervorragendem Maße unter außerjüdischem Einfluß gestanden hat. Und diese Kreise schränkt er (S. 101) noch einmal, nein, zweimal ein auf das Allerengste — und nun sollen Petrus und die ersten Christen just aus diesen allerengsten Kreisen beeinflußt sein! Mir scheint das völlig unmöglich, weil ich Jahre lang im Orient gelebt und das unglaublich dickflüssige religiöse Empfinden drüben doch ein wenig kennen gelernt habe.

Auch die These, daß Jesus sich nicht als Christus bewußt gewesen sei, glaube ich ablehnen zu müssen. Die Beweisführung schlägt mir auch hier nicht durch, und mit der zunächst entscheidenden Stelle Matth. 11, 27, auch in der nach Harnack reduzierten Form, ist mir Maurenbrecher viel zu schnell fertig, ebenso mit Mark. 10, 45. In seiner Deutung des bei aller Wehmut doch freudig hoffenden Wortes Mark. 14, 25 kann ich nur ein wunderliches Mißverständnis sehen, wie ja auch die „Knechtsgestalt" (Phil. 2, 7) falsch gedeutet ist. Ich lasse dahingestellt sein, ob wir jemals dies Problem des Selbstbewußtseins Jesu ganz ergründen können; die Lösung, die hier gegeben ist, halte ich für falsch.

Die Schilderung des Evangeliums Jesu hat sich Maurenbrecher insofern leicht gemacht, als er sie auf die sogenannten ebjonitischen Stücke des Lukas aufbaut, ein Verfahren, das der Einseitigkeit nicht entbehrt. Und dann spürt man hierbei doch deutlich, wie die dauernde Handhabung der materialistischen Geschichtsauffassung das Gefühl für die eigentlichen Werte der Persönlichkeit in der Geschichte erlahmen läßt. So interessant die Ausführungen über das Proletarische in Jesu Moral sind, so warm auch der Ton des Verfassers dabei, z. B. bei der Frage der Ehe, wird, hier ist sein Blick doch gehalten und eingeengt durch die materialistische Methode. Und darum übersieht er das Beste, nämlich den Ausgangspunkt der Moral Jesu, das Gottesbewußtsein. Was Maurenbrecher über den Glauben Jesu schreibt, scheint mir das Schwächste am ganzen Buch, und daran ist der Standpunkt der absoluten Immanenz schuld, die natürlich von dem Vaterunser nichts zu sagen weiß. Vor Allem zweifle ich gründlich an dem Proletariertum Jesu von Nazareth; ich zweifle daran, ob man heute noch die armen Teufel im Orient mit unseren Proletariern ohne weiteres vergleichen darf. Sie haben doch Manches drüben an sich, was man nicht übersehen soll: daß sie die verdammte Zufriedenheit noch nicht eingebüßt haben, daß sie den Klassenkampf so noch nicht kennen, daß sie noch religiöse Werte besitzen, die ihnen das Elend tragen helfen. Sie sind doch wohl noch in einem vorproletarischen Zustand, und also paßt das Schema Maurenbrechers nicht auf sie, erst recht nicht für die alte Zeit.

Manches ist zu lernen aus dem Kapitel über den Zusammenbruch Jesu. Aber ich gehe auch hier andere Wege, denn ich kann sonst nicht verstehen, wie die Gewißheit der Auferstehung in den Jüngern zur Festigkeit gediehen ist. Wenn ich Maurenbrecher folge, werden mir die Jünger psychologische Rätsel, ihre Visionen völlig unbegreiflich, wird mir ihr Lebensschicksal, was Petrus und die Andern geleistet und gelitten haben, eine Kette von großen Wundern. Dazu sind mir die Beweise für den inneren und äußeren Zusammenbruch nicht stichhaltig, und die Szene in Gethsemane scheint mir völlig mißverstanden zu sein.

Ich hätte noch Vieles anzuführen, was mich bewegt, das Buch Maurenbrechers im Ganzen abzulehnen; aber das überlasse ich der Einzeldiskussion. Dennoch bin ich dankbar für die Arbeit, nicht nur der äußeren Vorzüge wegen, von denen ich oben gesprochen, sondern auch einiger praktischer Folgen wegen. Hier ist endlich einmal ein Sozialdemokrat über Bruno Bauer und Kalthoff hinweggeschritten, hier hat er geschichtliche zuverlässige Quellen für das Leben Jesu anerkannt, hier hat er Ernst gemacht mit der Existenz Jesu von Nazareth. Macht auch eine Schwalbe noch keinen Sommer, wir wollen ihm das doch danken und wollen es uns für die Folge merken, denn wir werden es in mancher Debatte brauchen können.

Rudolf Hermes

*) Religionsgeschichtliche Volksbücher, Heft 18/19 der ersten Reihe. Tübingen, Mohr 1909. 88 S. 1 Mk., gebunden 1,30.

Zwei bedeutsame Missionsversammlungen in Herrnhut 1909

Im abgelaufenen Jahre haben zwei große Missionsversammlungen in Herrnhut getagt. Sie gehören nun der Vergangenheit an. Aber ihre Nachwirkungen sollen uns in das neue Jahr hinüberbegleiten, hoffentlich zur fruchtbringenden Förderung unseres deutschen evangelischen Missionslebens.

1. Die Mission auf der Generalsynode der evangelischen Brüderkirche

Die Generalsynode der Brüderkirche, welche im vergangenen Sommer in Herrnhut abgehalten wurde, hatte natürlich in erster Linie innerkirchliche Bedeutung. Aber ihre Stellungnahme zu verschiedenen Fragen und Bewegungen der Zeit muß doch auch das Interesse weiterer Kreise der evangelischen Kirche, die sich mit denselben oder ähnlichen Problemen auseinanderzusetzen haben, in Anspruch nehmen.*) Hier soll nur die für die Brüdergemeine als Missionskirche gegenwärtig brennendste Frage herausgegriffen werden: Wie kommen wir aus der drückenden, das Missionswerk schwer gefährdenden finanziellen Notlage heraus?

Diese Frage beschäftigte die Generalsynode aufs allerernstlichste und gab Veranlassung zu einer bis ins Einzelne gehenden, gründlichen Prüfung der Grundlagen und Verhältnisse des gesamten großen Missionswerkes. Dieses nahm daher in den wochenlangen Verhandlungen auch bei weitem den breitesten Raum ein. Schon daraus geht hervor, daß in der Tat die Brüderkirche eine Missionskirche im wahrsten Sinne des Wortes ist. Ebenso deutlich kam dies aber auch in der Zusammensetzung der Synode zum Ausdruck. Denn unter den 54 vollberechtigten Mitgliedern befanden sich neben den Vertretern der deutschen, englischen und amerikanischen „Unitätsprovinzen“ die 5 Missionsdirektoren, der Missionssekretär aus London und 9 Abgeordnete aus 7 Missionsgebieten, demnach waren mehr als der vierte Teil Missionsleute. So gestaltete sich diese Synode im besonderen Sinne zu einer Missionssynode.

Wie aus den sehr eingehenden Berichten hervorging, zeigt die Lage der Brüdermission ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite konnte von dem äußeren Bestand und nicht weniger von der inneren Entwickelung im allgemeinen ein sehr erfreuliches Bild gezeichnet werden. Hier nur einige, nach dem letzten Jahresbericht (von 1908) ergänzte Zahlen. Sie lassen erkennen, daß die Brüdermission — abgesehen von der Summe der Getauften, in der sie neuerdings von der Rheinischen Mission mit ihrer großen Batak-Kirche übertroffen wird — noch immer den größten und mannigfaltigsten Missionsorganismus in Deutschland darstellt. Sie arbeitet in allen Erdteilen und unterhält in 14 „Missionsprovinzen“ 154 Haupt- und 118 Außenstationen nebst 744 Predigtplätzen. Im Dienst stehen 387 weiße und 102 eingeborene, also insgesamt 489 Missionsarbeiter, die Missionarsfrauen mit eingerechnet. Dazu kommen noch 1843 eingeborene Hilfsarbeiter. Die Zahl der Getauften beträgt rund 96000, die aller in geistlicher Pflege der Missionare stehenden Personen über 102000 Seelen. Es ist wohl ein alter Stamm, an dem sich da und dort auch ein dürres Zweiglein findet, aber im ganzen durchziehen ihn noch heute frische, evangelische Lebenskräfte, die bis in die jüngste Zeit hinein immer wieder neue Sprossen treiben und edle Früchte zeitigen.

Doch — die gegenwärtige Lage hat leider auch ihr anderes Gesicht, ihre finanzielle Seite. Seit einigen Jahren schon steigern sich die Mehrausgaben, die größte aber, die die Brüdermission bisher seit ihrem 177jährigen Bestehen jemals zu verzeichnen hatte, brachte das Jahr 1908: — mehr als 300000 Mark. Und eine neue droht schon wieder dem Abschluß des Jahres 1909 auf dem Fuße zu folgen. Wo will das hinaus?

Daß der Kostenaufwand sich in dem augenblicklichen Stadium des Werkes noch fortgesetzt erhöhte, hatte seine verschiedenen Gründe, auf die wir hier nicht näher eingehen können, politische, wirtschaftliche und andere, vor allem aber die, welche sich notwendig aus einem gesunden natürlichen Wachstum des gesegneten Werkes ergeben. Damit haben nun die Einnahmen auf den Missionsgebieten wie in der Heimat nicht mehr gleichen Schritt gehalten. Das mußte auf die Dauer zur Folge haben, daß die Jahresrechnung aus dem Gleichgewicht fiel. Die Generalsynode aber durfte einen solchen gefährlichen Zustand nicht auf unbestimmte Zeit hinaus weiter bestehen lassen und sah sich daher vor die unerbittliche Notwendigkeit gestellt, tief einschneidende Maßregeln zu ergreifen.

Bevor man sich jedoch zu einem solchen letzten und schmerzlichen Schritt entschloß, erwog man noch einmal gewissenhaft alle anderen möglichen und denkbaren Mittel. Man fragte sich z. B., ob nicht die heidenchristlichen Gemeinden selbst noch stärker zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse herangezogen werden könnten. Gewiß. Es ist auch in dieser Richtung grade im letzten Jahrzehnt durch zielbewußte Arbeit viel getan und Manches erreicht worden. Indessen läßt sich die Erziehung der Eingeborenen zur finanziellen Selbsterhaltung nicht von heut auf morgen durchführen, am wenigsten unter so armen Völkern, wie die, unter denen die Brüdermission vorzugsweise arbeitet. Oder könnte nicht der Ertrag der Missionsgeschäfte bedeutend in die Höhe getrieben werden? Man hats im letzten Jahrzehnt versucht. Aber allen treuen Bemühungen zum Trotz haben politische und wirtschaftliche Umwälzungen, über die keine Missionsdirektion Herr ist, die man auch nicht einmal vorausberechnen kann, einen gewaltigen Strich durch die Rechnung der Brüdermission gemacht, in Südafrika, Nikaragua und Labrador. Daraus hat man die Lehre ziehen müssen, daß die geschäftlichen und gewerblichen Unternehmungen, die durch eine lange geschichtliche Entwickelung in eigentümlicher Weise mit der Brüdermission eng verbunden sind, wohl als wichtige Faktoren in der wirtschaftlichen und sozialen Erziehung der eingeborenen Völker anerkannt werden müssen, daß man aber nicht länger auf ihren Ertrag als auf eine sichere, gleichmäßig fließende Quelle rechnen darf.

Selbstverständlich tauchte auch die Frage auf: Können die Ausgaben nicht vielleicht doch heruntergeschraubt, der Betrieb billiger gestaltet werden, ohne den Umfang des Werkes einzuschränken? Eine Möglichkeit schien sich dadurch zu eröffnen, daß man die ausländischen Missionare in viel ausgedehnterem Maße durch billigere eingeborene Geistliche ersetzte. Ein sehr einleuchtender Ausweg; aber er kann doch nur da beschritten werden, — und es geschieht auch — wo die Völker bereits geistig, geistlich und sittlich reif dafür sind. Uebereilung wäre doppelt verhängnisvoll. Der Weg ist lang und fordert Geduld. — Vollends aber eine Verringerung der ohnedies schon aufs notwendigste bemessenen Gehälter der Missionare wagte, als der Gedanke geäußert wurde, Niemand zu befürworten.

Man mochte sich wenden und winden, wie man wollte, die Fragestellung drängte unausweichlich auf die einzig noch mögliche Alternative hin: Wesentliche Steigerung der Einnahmen aus der Missionsgemeinde in der heimatlichen Kirche — oder weitgreifende Einschränkung in dem Missionswerk draußen. Auf die erstere wird selbstverständlich unermüdlich nach wie vor hingearbeitet und gehofft. Jemehr es sich aber dabei um freiwillige Liebesgaben handelt, umso weniger läßt sich Etwas erzwingen. Die Synode jedenfalls konnte nicht länger abwartend zusehen und auf den ungewissen Erfolg solcher Bemühungen ihre Rechnung aufbauen, sie mußte entscheiden und handeln. So sah sie sich nach reiflichster Ueberlegung und langem Zögern, blutenden Herzens, gezwungen, das harte Wort auszusprechen und den von der Missionsdirektion selbst eingereichten Vorschlag zur Einschränkung des Werkes zum Beschluß zu erheben. Es war die ernsteste und schwerste Stunde während der ganzen 7 Wochen langen Dauer der Generalsynode; und wie ein schmerzliches Zucken ging es durch alle Gemeinen, als sie die traurige Kunde von dem Unabwendlichen vernahmen.

Die allgemeine Weisung der Synode ging dahin, — vorausgesetzt, daß die Gaben der Freunde dauernd hinter den Ausgaben zurückbleiben — „das Missionswerk im ganzen so weit einzuschränken, daß die jährlichen Gesamtausgaben sich um ungefähr 150—200000 Mark reduzieren.“ Dies soll in der Weise zur Ausführung kommen, daß für die Zeit in der Aus-

*) Einen ausführlicheren Bericht über diese Generalsynode brachte die Chronik der Christlichen Welt 1909 Nr. 44 und 46.

breitung der Arbeit auf den neuen Missionsgebieten (das trifft in erster Linie Deutsch-Ostafrika!) weise Zurückhaltung geübt wird, daß auf den älteren Gebieten die Ausgaben durch Einschränkung an einzelnen Punkten (z. B. durch Zurückziehung der Missionare von weniger wichtigen Stationen, durch Aufhebung kostspieliger Schulen usw.) merklich herabgemindert werden, daß wie überall, so auch in der Heimat die größte Sparsamkeit waltet, und endlich daß da, wo sich Gelegenheit bietet, ein Missionsgebiet ganz oder teilweise an eine andere Missionsgesellschaft abgegeben wird. Zu der sofortigen Aufhebung der ganzen Arbeit in einem bestimmten Missionsfeld konnte man sich im Augenblick noch nicht entschließen. Nur in Bezug auf das durch die politischen Umtriebe und wirtschaftlichen Mißverhältnisse des Landes ohnedies schon schwer bedrohte Werk in Nikaragua mußte man sie direkt ins Auge fassen für den Fall, daß sich die allgemeine Lage nicht in absehbarer Zeit bessern sollte. Dort stehen also jetzt 15 zum Teil blühende Gemeinden mit 6000 Christen auf dem Spiel, und das in einem katholischen Lande, wo die Brüdermission die einzige evangelische ist! Wahrlich, ein inhaltschweres Zukunftsprogramm, und ein herber Schlag für das ganze große, innerlich so schön gedeihende und noch heut reich gesegnete alte Missionswerk. Und wie sich schon hier und da bei der beginnenden Ausführung jenes Beschlusses zeigt, werden die schmerzlichen Wunden von den davon betroffenen eingeborenen Christengemeinden fast noch härter empfunden als von denen, die sie schlagen müssen.

Sollen, dürfen wir das ruhig mit ansehen? Wird die große Missionsgemeinde, die bisher hinter dieser Mission gestanden, sie getragen und zum fröhlichen Vorwärtsgehen immer wieder ermuntert hat, das zulassen? Oder werden ihr der Schmerz und die Tränen ihrer farbigen geistlichen Kinder draußen das Herz warm und weich machen, daß sie sich ihrer erbarmen muß? Die Generalsynode hat gesprochen und entschieden, wie ihr Gewissen und ihre Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen es forderte. Es war für sie eine Tat des Glaubensgehorsams. Dabei blieb ihr nur die stille Hoffnung, daß doch vielleicht die Missionsgemeinde durch ihre Antwort darauf ihren Willen kundgeben und durch die Tat beweisen würde, ob jener Beschluß ganz oder teilweise auf dem Papier stehen bleiben soll. Die Sache liegt doch jetzt einfach so: die Missionsfreunde werden durch die Höhe ihrer Beiträge nun bestimmen, in welchem Umfang sie das Werk weitergetrieben sehen wollen. Im bürgerlichen Leben sagt man wohl mit Recht: die Bedürfnisse müssen sich nach den Einnahmen richten, und selbst da gibt es ein Mindestmaß der Bedürfnisse, auf dessen Höhe die Einnahmen gebracht werden müssen. Sollten wir aber nicht bei einem Gotteswerk nach dem Grundsatz handeln: die Einnahmen, d. h. unsere Gaben, müssen wir nach den Bedürfnissen einrichten?

Die Missionsdirektion hat sich kürzlich mit einem Hilferuf an die ganze deutsche evangelische Christenheit gewandt, über den engen Kreis ihrer eigenen kleinen Kirche hinaus. Und mit gutem geschichtlichen Recht. Denn die Brüderkirche hat „ihre“ Mission nie als ein Werk angesehen, das sie in ihrem eigenen Interesse betreibt. Fast überall, wo sie in alter und neuer Zeit ein noch unbebautes Arbeitsfeld in Angriff nahm, ist die Aufforderung und Anregung dazu, zuweilen in Form von sehr dringenden Bitten, von außen an sie herangetreten, aus evangelischen Kreisen der verschiedensten Länder und Kirchen, die das Vertrauen zu der Brüderkirche hatten, daß bei ihr das anvertraute Werk in guten Händen sein werde. In vielen Fällen wurden ihr auch von vornherein die dazu erforderlichen Mittel zugesichert. Ganz besonders ist dies der Fall gewesen, als sie zu einer Zeit, da sie schon mit Geldnot zu kämpfen hatte, Anfang und Ende der neunziger Jahre an zwei räumlich weit von einander entfernten Stellen in Deutsch-Ostafrika zu wirken begann. Von sich aus hätte sie schon aus Mangel an Mitteln den Schritt nicht zu tun gewagt. Aber grade damals blickten weite Kreise der evangelischen Missions- und Kolonialfreunde, ja selbst andere Missionsgesellschaften nach der Brüdergemeine und forderten dringend, daß in erster Linie sie ihre alten und vielseitigen Missionserfahrungen auch unseren deutschen Kolonieen zu Gute kommen lassen sollte. Sie hat es getan; jedoch nur als eine Dienerin und Stellvertreterin der evangelischen deutschen Christenheit im Vertrauen auf die weitere Hilfe derer, die ihre Mitarbeit wünschten und erbaten. Nun ist dort in Deutsch-Ostafrika ein hoffnungsvolles, aussichtsreiches Missionsfeld aufgeblüht und reif zur Ernte. Immer größere Aufgaben drängen sich ungesucht auf. Mit Besorgnis sieht man, wie große Eile es gilt, wenn nicht weite Strecken Landes und ganze Völker in unmittelbarer Umgebung der eigenen Stationen bald an den Katholizismus oder an den Islam verloren gehen sollen. Sollten wir nicht schon allein um dieser bedrohlichen Aussichten willen tatkräftig einspringen und helfen auf allen Seiten, um einen gefährlichen Stillstand, der doch über kurz oder lang einem bedenklichen Rückgang gleichkommen würde, zu verhüten und größerem Schaden vorzubeugen? Hier ist, so meinen wir, eine Not, die an das Gewissen aller evangelischen Deutschen klopft.

O daß viele Nothelfer vor die Bresche träten, und daß die Not viele noch schlafende Gewissen weckte! Niemand soll dazu verleitet werden, der Mission, der er bisher schon zugetan war, um einer anderen willen untreu zu werden. Aber gibt es nicht noch gar Viele, die müßig am Markte stehen? Wer hilft unter ihnen neue Freunde für eine alte Mission werben? Die Generalsynode der Brüderkirche hat geredet, ernst und sorgenvoll. Wie wird die Antwort der Missionsfreunde lauten?

Adolf Schulze

Eine unterbliebene Umfrage

Vgl. Nr. 1 und 3*)

3. Die Antwort des Fragestellers

1

Das Wort Religion hat unter uns keinen festen Sinn mehr (wenn es je einen solchen gehabt hat); darum ist es mir wesentlich gleichgültig, ob mir Religion zugestanden wird oder nicht. Ja, je nachdem die Religion aufgefaßt wird, ist es mir von Wichtigkeit, daß ich keine Religion mehr habe. Ich selbst kann mir Religion zuschreiben, sofern das Verständnis des Lebens, das sich mir mit der Zeit aufgedrängt hat, wesentlich übereinstimmt mit der Lebensauffassung gewisser Personen, die allgemein als spezifisch religiöse Persönlichkeiten anerkannt werden. Nämlich: daß das sinnlich wahrnehmbare Dasein nicht die wirkliche Wirklichkeit sei; daß die Wertungen, die unsere Sinne uns aufdrängen, nicht die wahren Werte ausdrücken; daß die tiefsten Bedürfnisse des Menschen in diesem Dasein nicht erfüllt werden; daß ein unbedingt lebenswertes Leben, wenn es anders ein solches gibt, für uns nur von einem andern Leben zu erwarten ist. Dies scheint mir das Wesentliche an der Lebensanschauung jener religiösen Persönlichkeiten zu sein; dies ist, wenn ich Religion habe, auch meine Religion. Wert lege ich auf sie, weil ich sie für richtig halte.

2

Ob ich nun gerade Christ bin, weiß ich nicht. Es ist ja wiederum kein Einverständnis darüber vorhanden, was Christentum sei; und gewisse Arten von Christentum möchte ich mir lieber nicht nachsagen lassen. Aber ich bin mir auch über mein Verhältnis zu Jesus Christus nicht im Klaren. In den Nachrichten über ihn kann ich mich bis jetzt mit einiger Sicherheit nicht zurechtfinden; wären sie zuverlässig, so müßte ich von Jesus so viel ablehnen, daß ich mich ehrlicherweise lieber nicht nach ihm nennen würde. Uebrigens scheint mir das (vielleicht gegen seine Meinung) auch völlig gleichgültig zu sein; ja, es scheint mir nicht einmal von wesentlicher Bedeutung zu sein, ob man mit ihm bekannt wird oder nicht. Ich glaube nicht, daß das ewige Leben an zeitliche Bedingungen geknüpft sei. Immerhin liegt mir der Weg zum wahren Leben, den Jesus

*) Wir erinnern, daß die Umfrage von den Herren Schrempf und Diederichs geplant war und daß der Text der Umfrage mit einigen wenigen Antworten, als das Unternehmen eingestellt wurde, uns zur Veröffentlichung anvertraut ward. Zu obiger Antwort wird man gut tun, die Fragen in unserer Nr. 1 von diesem Jahre zu vergleichen. D H

ging und wies, näher als z. B. der Weg Buddhas. Ob das die Ursache hat, daß ich als Kind im und zum Glauben an Jesus erzogen worden bin, oder ob ich annehmen darf, daß mir sein Weg als der geradeste und schönste Weg zum Leben noch am besten gefällt: das kann ich selbst natürlich nicht mit Sicherheit beurteilen. Irgend welchen Wert kann ich, wie man sieht, auf mein Christentum nicht legen. Daß ich dessen froh bin, mit Jesu (angeblicher oder wirklicher) Lehre und (angeblichem oder wirklichem) Vorbild erzogen worden zu sein, ist dadurch nicht ausgeschlossen, ist aber eine ganz andere Sache.

3

Sagbar ist nur das sinnlich-zeitliche Leben; das ewige Leben ist unsagbar. Wenn man darüber redet, bleibt die Hauptsache — nein, die Sache — immer ungesagt. Darum gibt es im strengen Sinn religiöse Gemeinschaft überhaupt nicht. Daß die religiöse Gemeinschaft Bedürfnis sei, auch mir selbst, will ich damit nicht leugnen: sie ist, wie so manches Andre, ein Bedürfnis, dessen Befriedigung dem Menschen in der Zeit versagt ist. Verständigen kann man sich zur Not über die Erlebnisse, die den Sinn auf das ewige Leben hinlenken; sagen läßt sich auch noch, daß man das unsagbare ewige Leben gefunden habe. Doch wird dieses Zeugnis besser mit der Tat als mit Worten abgelegt. Die Verständigung aber über die Vorstufen der Religion hat nur dann einen Wert, wenn sie mit rückhaltloser Offenheit geschehen kann. Eine (geschlossene) religiöse Gemeinschaft, die eine unbedingte Offenheit gestatten würde oder ertragen könnte, habe ich nicht gefunden. Ich suche auch nicht mehr darnach.

4

Ich habe, aus dem eben angegebenen Grunde, die Verbindung mit der Kirche, in der ich geboren bin, gelöst, ohne mich um die Aufnahme in eine andere zu bemühen. Darum spreche ich aber den Kirchen nicht überhaupt den Wert ab. Können sie mir nicht gewähren, was ich mir von religiöser Gemeinschaft noch wünschen kann, so mögen sie doch anderer Menschen religiösem Bedürfnis genügen. Das kann mir bloß recht sein. Immerhin ist nach meiner Beobachtung auch das oft nur Schein. Im allgemeinen pflegen die Kirchen mehr eine gewisse Art von Sittlichkeit, als daß sie um den Menschen besorgt wären, der dem sinnlich-zeitlich-sittlichen Leben entstirbt und nach einem andern, dem wahren, ewigen Leben hungert. Aber auch mit ihren sittlichen Idealen (wie sie im Neuen Testament, speziell auch durch Jesus festgelegt sind) gehen sie nicht eben redlich um: sie erziehen zum Ja-sagen und Nein-tun. Dadurch schädigen sie, nach meiner Beobachtung, den Ernst des Geisteslebens so sehr, daß ihre positive Arbeit, die ich ihnen nicht abstreite, den Schaden kaum aufwiegen möchte. Das sicher abzuschätzen, fühle ich mich freilich nicht im stande. So bin ich froh, daß gar nichts darauf ankommt, ob ich ihr Fortbestehen wünschenswert finde. Zerfallen sie einmal, so wird weder die Welt, noch die Sittlichkeit, noch gar die Religion untergehen.

5—8

Diese kirchenpolitischen Fragen interessieren mich kaum; ich habe sie mehr für Andre aufgestellt. Beantworten kann ich sie also eigentlich nicht; aber ich will versuchen, meine Stellung zu ihnen darzulegen.

Sofern ich Religion habe, geht mich weder Kirche noch Staat etwas an. Die Kirche nicht, weil ihr Leben nur nominell, nicht wirklich von religiösem Interesse getragen ist. Der Staat nicht, weil das treibende Interesse in seinem Leben die Ueberschätzung von Werten ist, die ich, sofern ich das Leben religiös verstehe, eben abgeschätzt habe. Zu der Kirche habe ich gar kein Verhältnis mehr; in dem Staate muß ich leben — und lebe ich, als Beisasse, der für die Gastfreundschaft, die er genießt, auch den schuldigen Dank nicht schuldig bleiben will. So fühle und denke ich als religiöser Mensch — d. h. so oft mir die Wahrheit der religiösen Lebensauffassung klar vor die Seele tritt.

Darum geht es mich als religiösen Menschen auch nichts an, wie sich der Staat und die Kirche (vielmehr: der Staat und die Kirchen) zu einander stellen. Die Verbindung, in der sie jetzt stehen, bringt für mich einige Unbequemlichkeiten mit sich, die ich aber nicht hoch anschlage. Würde sie noch enger, so könnten diese sich steigern; aber ich würde auch das zu tragen wissen. Löst sie sich, so wird der Gewinn für mich doch nicht groß. Dieses welthistorische Ereignis würde in mein Leben kaum tiefer eingreifen als die Schlacht von Mukden. Was sollte es auch ändern? Mein Verhältnis zum Staat bleibt dasselbe; für mein religiöses Bedürfnis muß ich nach wie vor selbst sorgen.

Als unbeteiligter Dritter habe ich freilich den Eindruck, daß die Verbindung von Staat und Kirche für beide Teile ein Unglück ist. Die Kirche Jesu Christi wird durch ihre Verbindung mit dem Staat genötigt, für Interessen einzutreten, die ihr Gott und Heiland bekanntlich nicht hatte. Als Lohn bekommt sie dafür einen Schutz, der ihre religiöse Arbeit erschwert, wenn nicht vereitelt. Der Staat wird durch seine Verbindung mit der Kirche veranlaßt, Wohlwollen für eine Auffassung des Lebens zu heucheln, die ihm im tiefsten Grunde zuwider sein muß, da sie das Interesse für ihn untergräbt. Andrerseits kann man es freilich sehr klug von ihm finden, daß er die Kirche durch seine hohe Freundschaft verführt, ihre grundsätzliche Stellung zur Welt zu verleugnen. Insofern also kann man es gut finden, daß der Staat an der Verbindung mit der Kirche festhält.

Aus objektivem Wohlwollen gegen Kirche und Staat wäre ich dafür, daß ihre Ehe getrennt würde. Aus besonderem Wohlwollen für die Kirche wünschte ich noch, daß der Staat bei dieser Gelegenheit das gesamte Kirchengut säkularisieren würde. Es ist ja auch ein Wertobjekt nicht des ewigen Lebens, sondern dieses saeculi.

Dies meine private Meinung. Ihre Unmaßgeblichkeit brauche ich schwerlich noch selbst hervorzuheben.

Christoph Schrempf

Zum Kampf um das preußische Wahlrecht

1. Die Frage nach dem richtigen politischen Wahlrecht ist eine ethische. Sie hat uns schon wiederholt beschäftigt. Wie vorurteilslos, das mag, wer es nicht weiß, im vorigen Jahrgang nachlesen: Nr. 4 (Varrentrapp), Nr. 7 und 10 (Mulert), Nr. 18 (Fuchs).

Auf die Frage: öffentliche oder geheime Abstimmung? wollen wir heut nicht wieder eingehen. Könnten wir die Oeffentlichkeit in Preußen mit gutem Gewissen haben, wir wären der moralisch höchststehende Staat der Welt. Aber wir können sie nicht mit gutem Gewissen haben.

Dagegen fordert die reflektierende Einführungsrede des preußischen Ministerpräsidenten zu der jüngsten Gesetzesvorlage die ethisch-politische Reflexion geradezu heraus. Er sprach von Staatsbegriff und Staatsgesinnung. Nun ist sicher der Staat das Rückgrat der Weltgeschichte. Und immer war in seiner wechselnden Erscheinung etwas Bleibendes. Aber dieser überall vorhandene, den Staat konstituierende Bestand war auch zugleich bloß das Allgemeinste. Dies Allgemeinste lebte nur, indem es Verbindungen einging mit besondrer Gestalt. So haben wir in der Weltgeschichte als einer Geschichte des Staats doch niemals „den Staat" an sich, sondern immer nur Staaten von besonderem Gepräge. Der Staat, seinem allgemeinsten Begriff nach die Organisation einer irgendwie durch gemeinsames Geschick zusammengeschweißten Menschengruppe („Volk"), ist im Leben immer nur da in Formen, welche die Geschichte gemacht hat. Ueber diesen Formen aber schwebt eine Idee, die in ihnen oder durch ihre Veränderung der Verwirklichung näher gebracht werden will. So kommen zu dem „eisernen Bestande" vom Staat, der immer da ist (außer im Momente völliger Revolution), jederzeit zwei wandelbare Bestandteile organisierend noch hinzu: 1. Formen, welche die Geschichte gemacht hat, und 2. Ideen (Ideale), welche auf ein in Zukunft zu Erreichendes hinweisen und unter der Herrschaft des Zweckgedankens stehen.

Die Idee, die über unserm Staate von heute, auch in

Preußen, schwebt, sogewiß sie in ihm zum Teil schon verwirklicht ist, das ist die Idee des konstitutionellen Staats. In ihr ist die Forderung gegeben, daß die Bürger des Staats an der Regierung des Staats Anteil haben sollen. Welchen und wie viel, das ist die Frage. Aber in der Linie des Ideals liegt die Antwort: einen großen.

Der Ausdruck der in diesem Staatsbegriff liegenden Tendenz ist vor Anderm das Parlament. Das Parlament im konstitutionellen Staat ist nicht bestimmt zu regieren. Es hat nicht ausübende Gewalt, und es hat nur zum teil die gesetzgebende Gewalt. Aber sofern es diese mit andern Faktoren teilt, soll es der Ausdruck und das Organ des Volkswillens sein. Es ist der Fehler der „Reform", welche die preußische Regierung heute für das preußische Landtagswahlrecht vorlegt, daß sie diesen einzigen Zweck des Parlaments nicht kennt. Die Urheber dieser „Reform" tun, wie wenn das preußische Abgeordnetenhaus regieren sollte, und klügeln nun ein Wahlverfahren aus, durch welches sie ein Haus garantiert wähnen, das regieren kann. Als ob nicht verfassungsmäßig dafür gesorgt wäre, daß das Abgeordnetenhaus nur ein Faktor der gesetzgebenden Macht ist neben und mit anderen: dem Herrenhaus und dem König. Geradeso wie zum Reichstag noch zwei andere gehören: der Bundesrat und der Kaiser. Diese andern Faktoren mögen von den Parlamenten zuweilen unbequem empfunden werden: auf dem Zusammenwirken ruht das konstitutionelle System und ruht der Vorteil, daß in den Parlamenten schlechthin keine andre Tendenz zu herrschen braucht als die, daß sie der Ausdruck und das Organ des Volkswillens seien.

Das Parlament als Ausdruck des Volkswillens kommt zu stande durch die freie allgemeine Wahl der Abgeordneten. Jede künstliche Verbarrikadierung des Wahlrechts zum Parlament ist eine Versündigung gegen die Idee des konstitutionellen Staates.

2. Hoffentlich lassen sich die Akademiker nicht bestechen durch das politische Privilegium, das ihnen der Wahlrechtsentwurf anbietet!

Es ist ja wunderlich, wie unwillig in diesen Kreisen vielfach die Einreihung des Einzelnen ins Volksganze ertragen wird, die das allgemeine Wahlrecht fordert. Ich erinnere mich, wie vor vielen Jahren ein Beyschlag gegen den „Unsinn" polemisierte, daß innerhalb dieses Rechtes die Stimme des größten Gelehrten nicht mehr gelte als die des geringsten Dienstknechts. Als ob der größte Gelehrte nicht Gelegenheit genug hätte, sich sonst im Staate geltend zu machen! Vielleicht, ohne daß er irgend öffentlich sich am politischen Leben beteiligt. Aber warum soll er das nicht? Mag dem Einzelnen Begabung und Beruf dazu völlig fehlen: die akademisch Gebildeten im allgemeinen sollen mit den Vorzügen ihrer Bildung hinaus ins öffentliche Leben und sollen an der staatsbürgerlichen Erziehung ihrer Volksgenossen und an der praktischen Politik selber mitarbeiten. Wenn sie auf den Gang der Dinge im Staat keinen andern Einfluß üben als durch die Abgabe ihres Stimmzettels bei Land- und Reichstagswahlen, ist es ihre eigne Schuld.

Sie sollen aber nicht den kleinen Mann betrügen um die einzige Gelegenheit, wo er als Vollbürger des Staats sich fühlen, um die einzige Gelegenheit, wo er Staatsgesinnung unmittelbar betätigen kann: bei der Land- oder Reichstagswahl. Alles Pluralwahlrecht ist ein Armutszeugnis für die, die auf die Häufung ihrer Stimme sich stürzen. Es muß ihnen für ihren politischen Eigenwert bange sein! Ich meine, nur mit schlechtem Gewissen können sie dem kleinen Mann die einzige Gelegenheit rauben, wo er seiner politischen Gleichheit vor dem Gesetz froh werden soll. Diese „Pluralwahl" erinnert mich immer ein wenig an das Gleichnis des Propheten Nathan 2. Sam. 12, 2—4.*)

Es gehört freilich Vertrauen zum Volk dazu, wenn man Ernst machen will mit dem Parlament als wahrhaftiger Vertretung des Volkswillens. Und da ist doch die Sozialdemokratie! Viele unsrer Gebildeten sehen heute nichts als das rote Tuch. Sie sind so geblendet davon, daß alles Unterscheidungsvermögen, alle ruhige Ueberlegung ihnen verloren geht. Und so sehen sie nicht, daß ihr Mißtrauen und die daraus hervorwachsende Unbilligkeit geradezu Sozialdemokraten züchtet. Unter normaler Behandlung wäre unsre Sozialdemokratie die Interessenpartei der Industrie-Arbeiterschaft. Heute schwillt sie dank den Fehlern, die Regierung und Bourgeoisie unausgesetzt machen, an zur Partei aller kleinen Leute. Wie hoch soll sie noch anschwellen?

*) Das einzig vernünftige Wahlrecht ist das der Proportionalwahl. Vgl. Cahn, Das Verhältniswahlsystem in den modernen Kulturstaaten. Berlin, O. Häring 1909. 381 S. 8 Mk.

3. Wie wenig man in den Kreisen derer, die bei uns die Gewalt in Händen haben, sich auf die Psychologie des deutschen Volkes versteht, beweist die Behandlung der Straßendemonstrationen.

Die Straße gehört dem Verkehr. Gewiß. Aber gerade darum gehört die Straße auch dem Volke.

Ich schreibe diese Zeilen nicht unter dem Eindruck der Vorgänge am 13. Ich habe meine Gedanken darüber längst gehabt und ausgesprochen. Ich weiß auch, daß unser Volk für die politische Freigabe der Straße nicht so reif ist, wie es sein sollte. Nicht so reif, wie das britische und nordamerikanische Volk. Das Problem wird dadurch kompliziert. Aber unser heutiges System ist darum falsch, weil es das Reifwerden hindert und das Natürliche zum Unnatürlichen macht.

Unser ganzes Polizeiwesen steht nicht im rechten Verhältnis zum Volk. Das hebt schon an mit den Kindern: wo sie fröhlich rodeln, weil Natur dazu einladet, ist die Polizei hinterher, unnützen Verboten Nachdruck zu schaffen, verfolgt, schimpft, konfisziert, — statt daß der Schutzmann eine Weise finden müßte, die Kleinen ebenso zu schützen wie die Vorübergehenden, ein Schutzengel für Alle.

Zwischen der Polizei und dem Volke ein Verhältnis des Vertrauens zu schaffen, wäre eine der größten, köstlichsten Aufgaben für deutsche Staatsmänner. Denn es ist ein ungesunder, unerträglicher Zustand, wenn die täglichen Organe der ausübenden Gewalt von einem freien Volke als fremde, feindliche Schergen empfunden werden.

Nur innerhalb dieser großen Aufgabe ist auch das Problem der Straße zu lösen. Es ist den Menschen natürlich, daß sie in Momenten der Erregung scharenweise durch die Straßen ziehn. Es ist ihnen natürlich, daß sie, wenn etwas los ist, sich im Freien versammeln, stehen bleiben und laut werden. Das alles muß seine Grenzen, seine Ordnung haben. Diese muß sich bestimmen durch das Zusammenwirken der inneren Disziplin, die das Volk in seinen besseren Elementen von selber bewährt, und des äußeren Schutzes, den die beamteten Organe der ausübenden Staatsgewalt hinzubringen. Das sind doch keine Utopien? Warum geht es anderswo? Warum ist es oft genug auch bei uns in Deutschland gegangen? Am 13. sogar in Berlin. Warum nicht in dem harmlosen Frankfurt?

Heute wirkt schon das Dasein einer aufgebotenen Polizeimacht beunruhigend, provozierend auf die politisch erregte Masse, das Volk des allgemeinen Stimmrechts. Ist das richtig? Und wer hat die Schuld? Die Schuld liegt auf beiden Seiten. Es mangelt an der nötigen Gewöhnung auf beiden Seiten. Aber die letzte Verantwortung liegt bei denen, die weder unser Volk noch die Polizei zu einem richtigen gegenseitigen Verhalten erziehen. Und die sind in unsren Regierungen selbst zu suchen. Es fehlt ihnen an Vertrauen zum Volk, ja selber zur Polizei. Und ohne Vertrauen ist nun einmal Erziehungsarbeit unmöglich.

4. Der preußische Minister hat in seiner Rede das Ideal des Beamtenstaates vertreten. Ich gehe mit Vorliebe in der Geschichte Preußens dem preußischen Beamtenideal nach. Und es gibt Gott Lob in Preußen noch ideale Beamte, auch ideale Landräte.

Aber als Staatsideal ist das Ideal des Beamtenstaats rückständig. Und es ist geradezu eine Gefahr für unser Volk. Unser Volk muß mündig werden, wenn es von den andern Völkern ringsum nicht schließlich doch unterdrückt werden soll! Und das Beamtenideal selber zehrt an seiner Lebenskraft, indem für immer weitere Kreise es nichts Höheres von Lebenszielen mehr gibt, als Beamter werden. Um einen bescheidenen festen

Gehalt und um eine kleine sichere Pension gibt man die Freiheit des Wettens und Wagens, gibt man das Königreich der eignen Scholle preis. Mit aller Gewalt sollte „der Staat“ sich diesem Prozeß entgegenstemmen. Statt dessen begünstigt er ihn. Auch die Kirche begünstigt ihn durch ihre landläufige, aber darum längst noch nicht christliche Ethik.*) Nicht der Beamte, auch nicht der akademisch gebildete, sondern der Kaufmann, der Bauer, der Arbeiter sind die Träger der Zukunft unsers Volks. Sie sind die Resourcen der künftigen Intelligenz, des künftigen Kapitals, der künftigen Beamtenschaft.

Durch Zwischenfälle wie den von Kattowitz wird die Beamtennot nur grell beleuchtet. Die Lage ist doch die: entweder man zwingt die Beamten, auch bei Abgabe ihres Stimmzettels auf eigne freie Meinung zu verzichten — und dann entrechtet man politisch die ganze Beamtenwelt; wobei dann zu fragen wäre, ob man sie nicht wie unser Heer besser aus der ganzen politischen Sphäre herauslassen soll. Oder man läßt die Beamten auch noch freie Staatsbürger sein, und dann ist die Abgabe eines Stimmzettels gerade die einzige Gelegenheit, bei der sie ihrer vollen staatsbürgerlichen Freiheit genießen müssen.

5. Wenn die Vorlage durchginge, so fände ich das Schlimmste dabei, daß sie neues Oel hineingießen wird in die Glut der eifersüchtigen Wettjagd, die heute unsre Berufsstände verzehrt und die eine der übelsten Zeichen unsrer Zeit ist.

Das alte preußische Wahlrecht hatte einen sehr anmutenden Zug. Bei jeder Wahl bekam man zu hören, daß in Berlin Staatsminister in der untersten Klasse wählten. Es wurde einem ganz spartanisch dabei zu Mute. So wählte wohl auch in der Universitätsstadt der Rektor in Klasse 3, sein Lieferant in Klasse 1. Die Steuerkraft entschied über die Zugehörigkeit zur Wählerklasse. In seltsamen Figuren zwar, aber doch nach einem einheitlichen Prinzip vollzog sich das.

Nun werden willkürlich Privilegien ausgeteilt. An Studierte, Stadräte usw., an gewesene Offiziere, Einjährige, Unteroffiziere. Die Not der „Zivilanwärter“ wird ganz beiläufig mit bekämpft: wie genial! Effekt: wir haben glücklich in unser zerklüftetes Volk wieder einen neuen Unterscheidungsmaßstab hereingebracht. Wie um Rang und Titel, um höheren Gehalt, so können nun die benachteiligten Berufsstände um gesetzlichen Zuspruch einer höheren Wählerklasse kämpfen. Die zweite Klasse ist gegen die erste, die dritte gegen die beiden oberen deklassiert. So zieht man das Volk empor, so erzieht man es! „Armut ist keine Schande“: bisher konnte man sich in der dritten Klasse recht wohl sehen lassen, man war eben nicht so reich als sein Nachbar. Von jetzt an gehört zur dritten Klasse, wem es an Bildung fehlt — oder an den nötigen Verdiensten um den Staat.

Man macht Etliche zufrieden, damit Viele um so unzufriedener werden. Man zwingt förmlich Elemente, deren staatserhaltender Charakter feststeht, zum Neid und zur Unlust am Staat. Ist das weise?

Es ist heute so viel von staatsbürgerlicher Erziehung die Rede. Der staatsbürgerliche Sinn des Volkes kann durch dieses Gesetz nicht gewinnen, höchstens durch den Widerstand dagegen.

R

*) Vgl. meinen Artikel „Die Jugend als politischer Gegenstand“ in der Zeitschrift „Jugendwohlfahrt“ 1909, Februar. (Leipzig, Teubner.)

Die altdeutsche Malerei

Eine Entgegnung

Franz Bock hat meiner Ausgabe des ersten Bandes des Diederichsschen Sammelwerks „Die Kunst in Bildern“ in Nr. 2 d. Bl. eine ausführliche Rezension gewidmet. Es sei mir gestattet, gegen einige Hauptpunkte dieser Besprechung meinen Widerspruch geltend zu machen.

Ich habe Dürer in den Mittelpunkt der Entwicklung gestellt und nicht, wie Bock will, Grünewald, und ich halte das nach wie vor für allein richtig: nicht etwa als hätte ich je behauptet, daß Dürer als Maler unserer modernen Auffassung am nächsten stände oder daß er in Bocks besonderem Sinne „rein deutsch“ sei — sondern einfach deswegen, weil Leben und Weltanschauung der Zeit selbst in ihm ihren vollkommensten Ausdruck gefunden haben. Wie das ja auch das Urteil der Zeitgenossen gewesen ist. Man versuche nur einmal im Ernst, die Kunst Grünewalds statt derjenigen Dürers als den wahren und erschöpfenden Ausdruck des inneren Lebens der deutschen Nation im Zeitalter der Reformation und des Humanismus zu denken. Auch die Hauptlinien der rein künstlerischen, formalen Entwicklung (und nicht bloß des 15. und 16. Jahrhunderts) führen meines Erachtens auf die Persönlichkeit Dürers und nicht Grünewalds. Ich beabsichtige, an anderer Stelle genauer auf diese Frage einzugehen, und muß mich also hier begnügen, rein sachlich und ausdrücklich ohne jede weitere Folgerung für oder gegen Bock festzustellen, daß Bock mit seiner Ansicht auch im Kreise der heutigen Kunsthistoriker fast allein steht.

Bock plant letzthin eine Umwertung der gesamten deutschen Kunstgeschichte (man vergleiche den ersten Abschnitt seiner Besprechung): im Sinne einer Betonung des rein Deutschen und seiner eigentümlichen Werte. Ich könnte dasselbe von der Absicht meiner Darstellung sagen — nur gehen freilich unsere Ansichten ebensowohl über deutsche Art wie über historische Objektivität prinzipiell auseinander. Blinde Ausschaltung alles Fremden, nur weil es fremd ist, scheint mir ebensowenig „deutsch“ wie überhaupt eines Volkes würdig — nicht minder als eine „charakterlose Verhimmelung“ fremden Wesens. Vielmehr scheint mir das Ziel eine zugleich ehrliche und selbstbewußte Verarbeitung auch der Werte einer fremden Kultur, wenn es nur wirkliche Werte sind. Nicht Abschließung der Nation hinter einer chinesischen Mauer, sondern freies und klares Ausschauen, und statt engherziger und im Grunde ängstlicher Negation eine fruchtbare und das eigene Leben fördernde Mitarbeit an den allgemeinen Aufgaben der Kulturentwicklung. Daß die italienische Malerei um 1500 der deutschen in bestimmten Punkten voran war — Dürer selbst nennt sie: Perspektive und Aktzeichnung —, ist eine vielleicht unbequeme Wahrheit, aber doch eine Wahrheit. Und deshalb, aus Ehrlichkeit, nicht aus Schwäche wurde diese Ueberlegenheit damals anerkannt. Sie bedeutet nicht, daß die italienische Kunst „besser“ oder „schlechter“ war als die deutsche — aber die dort gewonnene sichere Kenntnis der allgemeinen Gesetzlichkeiten von Raum und Form ist bis auf den heutigen Tag die unentbehrliche Grundlage aller modernen Malerei. Bei Rembrandt ebenso wie bei den modernsten Impressionisten, so oft diese auch „anders zu können“ scheinen. Bock mag nun eine andere Ansicht davon haben, ob es eines Deutschen würdig sei, auch einmal bei der italienischen Kunst in die Lehre gegangen zu sein, wo es eben nötig war — es wird mir kaum möglich sein, ihn zu überzeugen. Aber wenigstens das müßte allerdings Jedem klar sein, daß diese Methode, nur das zu sehen, was man sehen **will**, eine reine und objektive **historische** Erkenntnis ausschließt. Bock mag, wenn er will, seine Tendenz einer rein deutschen Kunst in Fragen unserer heutigen Kunstentwicklung durchzukämpfen versuchen: auf die historische Erkenntnis der Vergangenheit angewandt, muß sie wie alle Tendenz zur Zerstörung der Wahrheit führen. Ich habe die deutsche Kunstgeschichte darzustellen versucht, wie sie gewesen ist — weder einer „akademisch-italistischen Konvention“ zuliebe, noch aber mit der Absicht, mein Urteil über die historische Entwicklung der gegenteiligen Meinung zu unterwerfen.

Ich sehe nun von Alledem ab, wo eben nur die private Ansicht des Rezensenten gegen die vielleicht irrige, aber sicher nicht durch bloße Behauptungen zu erschütternde Meinung des Herausgebers steht. Es bleibt dann nur ein Abschnitt als von sachlichem Belang übrig: derjenige, in dem die Unvollständigkeit oder Falschheit der Bilderauswahl dem Herausgeber unter genauer Angabe von Einzelgründen vorgeworfen wird. Hier wird eine sachliche Entscheidung nach dem Folgenden auch für den Laien möglich sein.

Bock führt eine lange, den Laien vielleicht verblüffende Reihe von Künstlernamen und Titeln einzelner Werke an, die in dem Bande hätten berücksichtigt werden müssen — nach meiner Schätzung 40 bis 50 Bilder. Ich bin der Letzte, die Möglichkeit einer weiteren Verbesserung der hier zum ersten Mal versuchten Auswahl zu leugnen, und es mag zur Genugtuung des Rezensenten gesagt sein, daß unter den 8 bis 10 Bildern, die ich bei einer etwaigen zweiten Auflage dem Verleger zur Auswechslung gegen weniger gelungene oder irgendwie entbehrliche Tafeln vorschlagen würde, sich **vier** befinden würden, deren Aufnahme nun auch Bock verlangt: die beiden Karlsruher Bilder Grünewalds sowie Tafeln vom Meister des Imhof-Altars. Doch zu den einzelnen „Feststellungen“ des Rezensenten! Zunächst: sogar ganze Schulen fehlen, die Westfalen und die späteren Kölner. Ich verweise auf S. 16 meines Textes: „Es schien durch jene (vorher genannten) inneren ebenso wie durch äußere Gründe zweckmäßig, die Darstellung der im eigentlichen Sinne niederdeutschen Entwicklung demjenigen Bande vorzubehalten, in dem die niederländische Kunst behandelt werden soll. Auch die kölnische Malerei nach Lochner, in der zweiten Hälfte des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts, wird dort erst eingefügt werden.“ Was unter den hier genannten „äußeren Gründen“ zu verstehen ist, ergibt sich aus einer einfachen Berechnung, die auch Bock nachzuprüfen im Stande sein dürfte: daß nämlich sonst bei der für den Band festgesetzten Abbildungszahl (200) die Deutschen gegenüber den Niederländern unverhältnismäßig schlecht hätten davonkommen müssen. Die „inneren“ Gründe, durch die das Verfahren des Herausgebers gerechtfertigt wird, und die im Text ausdrücklich genannt werden, können auch von dem Rezensenten nicht bestritten werden: es ist allgemein anerkannt, daß die kölnische und die westfälische Malerei des späteren 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts andauernd in so engen Beziehungen zu der niederländischen Malerei stehen, wie es sonst nirgends in Deutschland der Fall ist. Der Rezensent selber mag nun entscheiden, ob er jene Worte des Textes absichtlich

oder unabsichtlich übersehen hat, ob er also eine gewisse Flüchtigkeit zugeben will oder ob er einen klaren Sachverhalt bewußt verschweigt. Bock führt in dieser Liste der Westfalen und Kölner auch die Soester (offenbar des 13. Jahrhunderts, vgl. seinen Grünewald S. 45) und den Meister Bertram auf, der der Zeit vor 1400 gehört. Mein ganzes Buch ist so angelegt, und es wird im Text mehrfach ausdrücklich betont (u. a. S. 17 f.), daß die von mir darzustellende Entwicklung erst um 1420 beginnt. Werke des 14. Jahrhunderts und nun gar der romanischen Zeit gehören in den durchaus geschlossenen Zusammenhang dieses Bandes nicht hinein. Paßt dem Rezensenten diese Grenzbestimmung nicht, die sachlich begründet ist und zu der Autor und Verleger ein unbestreitbares Recht haben, so mag er es sagen. Bock aber führt ohne weitere Bemerkungen und wie selbstverständlich auch diese Namen in der Aufzählung der „Fehler“ des Herausgebers an. Die lange Liste der Westfalen und Kölner ist damit vollständig erledigt.

Ferner: „Warum fehlt das feine Nürnberger Porträt Pleydenwurffs?“ — und: „Bei Baldung fehlt eins seiner besten Bilder, das Wiener Jünglingsporträt.“ Bock weiß, daß nach dem Plan des Verlegers ein besonderer Porträtband erscheinen soll, und zum Ueberfluß wird von mir an mehreren Stellen des Textes (z. B. S. 26 und 28) betont, daß eben dieses Planes wegen auf Abbildung der Porträts verzichtet werden müsse. Der Rezensent weiß von dieser durch den Verleger festgesetzten Beschränkung, er tadelt sie und benutzt sie dann, um die Tätigkeit des Herausgebers zu verdächtigen. Natürlich ist auch dieser verpflichtet und bereit, für den Plan des Verlegers, der von ihm doch wenigstens akzeptiert worden ist, einzustehen, aber Bock führt hier denselben Punkt noch einmal in ganz anderem Zusammenhang und mit ganz anderer Wendung ein, um nicht jenen Plan, sondern die wissenschaftliche Leistung des Herausgebers anzugreifen. Das ist doppeltes Spiel. Selbst bei Holbein d. J. konnte auf Grund jenes Planes „von den Porträts nur eine flüchtige Andeutung gegeben werden“ (S. 49) — die Ergänzung nach dieser Seite hin fällt dem vom Verleger versprochenen Porträt-Band zu.

Um den angeblichen „Parteidoktrinarismus“ des Herausgebers festzulegen, setzt Bock „auf sein Konto“ auch die „zu kleine und ungenügende Abbildung des Kolmarer Kruzifixus.“ Das Bild konnte, wenn es, wie in diesem Falle allein möglich, hoch gestellt wurde, nicht größer herauskommen wegen des gegebenen Formats des Buches, und vor allem verschweigt Bock, daß ich, um diesen unvermeidlichen Mangel auszugleichen, gerade (sogar allein) von diesem Bild zwei große Detailaufnahmen habe abbilden lassen. Dann etwa bei Dürer der entrüstete Ausruf, daß ich sogar eine „Kopie (!)“ abzubilden gewagt hätte. Wer auch nur einen oberflächlichen Blick auf die Abbildungen 92—95 wirft, sieht sofort, weshalb ich dieses Bild gewählt und das frühe Selbstbildnis (in Paris) weggelassen habe: je zwei Bildnisse des Vaters und des Malers selbst machen die Entwicklung von 1490 bis 98 und dann weiter bis 1506 durch ihre einfache Gegenüberstellung vollkommen deutlich. Bock müßte nun, wenn er seinen Tadel aufrecht erhalten wollte, nachweisen oder doch behaupten, daß das Bildnis des Vaters (in London) unbedeutend oder durch den Kopisten entstellt sei: er dürfte sich zu beidem nicht entschließen. Aehnlich steht es mit den beiden dort genannten „Werkstattbildern“: will Bock sie als schlecht oder uninteressant ausgeben? Endlich mag man, um die Unparteilichkeit des Herausgebers beurteilen zu können, mit jener Unterstreichung der Dürer-Kopie die Forderung vergleichen, daß eine Abbildung der Stuppacher Madonna hätte gebracht werden müssen, dieser „Ruine eines Grünewald“, von der ein ausgezeichneter Kenner sagt: „über die Eigenart und den lebendigen Kunstwert eines derart entstellten Bildes ist natürlich schwer etwas zu sagen. Die lebendige Wirkung hat durch die Uebermalungen sehr gelitten, die feine malerische Harmonie des Ganzen . . . ist leider wohl für immer zerstört, ebenso das Gleichgewicht der Komposition auf der Bildfläche durch das rohe Beschneiden ringsum. Manches, wie das Nackte und der Madonnentypus, ist in einen andern, Grünewald ganz fremden Stil umgefälscht, Anderes, namentlich im Hintergrund, ist von roher Uebermalung überhaupt völlig verdeckt.“ Ich zitiere hier, ohne mich einer eignen Meinung zu erdreisten, eine für den Rezensenten vielleicht maßgebende Autorität — Franz Bock. Ich darf auf Weiteres verzichten.

Ernst Heidrich

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Auf vorstehende Entgegnung wird Professor Bock in nächster Nummer antworten. Wenn unsre Leser das Buch (erschienen bei Diederichs, Preis 4,50 Mk.) zur Hand haben und die Erörterungen der Fachgelehrten darüber verfolgen, werden sie m. E. viel daraus lernen. Und das ist unter allen Umständen das Erfreuliche an der Kontroverse für uns. Ein Schlußwort behalte ich mir vor.

Was die Christliche Welt in Nr. 6 von einer unmöglichen Verordnung des schleswigschen Konsistoriums ein wenig orakelhaft berichtete, ist uns selber noch immer nicht ganz aufgehellt. Leider steht die Tatsache fest, daß eine Verordnung solchen Inhalts an „Ortsschulinspektoren und Lehrer“ in der Nordmark ergangen ist. Sie geht auf den Kultusminister zurück, nicht auf das Konsistorium. Aber wenn Pastoren dergleichen Verordnungen bekommen, so geht das ohne Zweifel auch die Kirchenbehörde etwas an. Einstweilen wird von einer Eingabe der Pastoren an den Minister berichtet. Wir behalten die Sache im Auge.

In Nr. 8 der Reformation schreibt Pfarrer Nitsch von Solingen gegen die Wahlrechtsvorlage vornehmlich wegen meines 5. Punktes (Sp. 187) und ruft die preußischen Geistlichen auf mit ihm zu protestieren: „Um unsrer Arbeit am Ganzen des Volkes willen erklären wir, daß wir samt und sonders verzichten auf das uns zugedachte Aufrücken in die höhere Wählerklasse!“ R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. Mittwoch 2. März 8½ Uhr in der Halle der Turn-Gesellschaft Coblenz, Clemensstraße: Was verstehen wir unter Irrlehre? Oeffentlicher Vortrag mit Erörterung. Pfarrer Lic. Traub. Eintritt frei.

Leipzig. Freitag 4. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Petersstraßenpassage: Die objektive Wirklichkeit des neuen Lebens. A. Pauli.

Stuttgart. Montag 14. März ½8 Uhr im Herzog Christoph: Goethe. Repetent Paulus-Tübingen.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 6. Aus der Provinz Sachsen — Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften 1908/09 — Die römische Kirche in Deutschland — Verschiedenes **Nr. 7.** Die römische Kirche in Deutschland (Schluß) — Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften 1908/09 (Schluß) — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 7. Die deutsche Gemeinschaftsbewegung im Jahre 1909 — Der Lehrer als Mitglied des Gemeindekirchenrats — Wird „kirchenlose Religion“ das Schlagwort der Zukunft sein? — Aus Preußen: Kirche und Innere Mission; Altersbund deutscher evangelischer Pfarrer — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Auf der anhaltischen Landessynode; Entwurf zur neuen Kirchenordnung in Elsaß-Lothringen; Der Konflikt zwischen der Staatsregierung und den Bischöfen im Reichslande — Mancherlei

Versammlungskalender

29.—31. März	Kirchlich-soziale Konferenz Hannover
5.— 6. April	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit (Sulze) Braunschweig
5.— 7. „	Instruktionskursus für Heidenmission (AEPMV) Frankfurt a. M.
17.—19. Mai	Eisenacher Bund Bethel
17.—19. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Chemnitz
27.—29. Juni	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungs-Tag Rostock
6.—10. August	Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt Berlin
25.—28. September	Evangelischer Bund Chemnitz

Hauslehrer

Mitte April wird Hauslehrer für Quintaner gesucht. Stellung angenehm.

Oberförster **Senff**
Wildungen Post Kasparus, Westpr.

Ostern d. J. würden wir gern für unsern einzigen Jungen (8½ J.) **einen kleinen Gefährten** (Sextaner) in unser Haus aufnehmen.

Rode, Seminar-Direktor
Ev. Lehrer-Seminar
Lissa in Posen

Das Passionsspiel Jesus und Judas

von Pfarrer **Schirmer-Konstanz**

schreibt die Neu-Ruppiner Zeitung, ist im Vereinshause verlesen worden und hat das Interesse aller Hörer aufs lebhafteste erregt. Das Spiel ist von Anfang bis zu Ende sehr lebendig, die Handlung schreitet fort und die Charakterdarstellung ist naturwahr. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Mk. 1—.
W. German's Verlag, Schw. Hall.

Konfirmationsbücher
aus dem Verlag von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen**

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von **M. v. Broecker.** 7. neu bearb. Aufl., herausg. von **Rich. Bürkner.** 18.—21. Tausend. 288 S. mit 139 Abbildungen. Fein geb. 4 M, einfacher geb. 3,50 M.

Die philosophischen Weltanschauungen und ihre Hauptvertreter. Erste Einführung in das Verständnis philosophischer Probleme von Dr. **Alfred Heußner.** 276 Seiten 8⁰. Geb. 3,50 M.

Gott und die Seele. Ein Versuch über die Grundlagen der Religion von **Rich. Armstrong.** Nach der 4. engl. Ausgabe übersetzt von **Alma Titius.** Mit Vorwort v. Prof. D. **A. Titius** 1909. fein kart. 2 M.

Unser Christenglaube v. Prof. DDr. **M. Schian.** 2. Aufl. 1909 fein gebd. 2 M.

Friedrich Naumann: Gotteshilfe. Gesamtausgabe: 380 Andachten sachlich geordnet. Ein starker gr. 8.-Lwdbd. 3. Aufl. 8.—10. Tsd. 6 M.

Feldbriefe 1870/71 von **Heinrich Rindfleisch.** Mit einem Bilde des Verfassers und einer Karte. 6. verb. Aufl. Lnbd. 4 M.

Ausschreibung

In Olmütz ist die Stelle des

evangelischen Vikars

am 1. Juli bezw. 1. August d. J. neu zu besetzen. Interessante Diasporatätigkeit auf historisch denkwürdigem Boden inmitten einer durch die Los von Rombewegung erstarkten Gemeinde. Gehalt 2000 Mk., für Verheiratete 3000 Mk., freie Bahnfahrt und etliche Nebeneinnahmen. Bewerbungen mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf erbeten an **Pfarrer Hermann Schmidt, Olmütz,** Luthergasse 2.

Pfarrstelle

Der unterzeichnete Kirchenvorstand bringt hierdurch zur Anzeige, daß die **Stelle eines Pastors an der St. Gertrud Kirche in Hamburg,** mit welcher Amtswohnung verbunden ist, neu zu besetzen ist. Bewerbungen um dieselbe sind an den ersten Kirchspielsherrn, **Herrn Senator Dr. Sthamer,** Goethestraße Nr. 22 bis zum 5. März a. c. einzureichen.

Hamburg, 12. Februar 1910

Der Kirchenvorstand von St. Gertrud

Höhere Mädchenschule Weissenfels a. Saale

Gesucht zum 1. Oktober 1910 **Oberlehrer für Religion** und Deutsch. Jüngere Theologen können ev. von hier aus das Examen pro fac. doc. absolvieren. Hören von Vorlesungen in Halle oder Leipzig leicht möglich. Das Oberlehrergehalt ist nach dem neuen Normaletat (2700—7200 und Wohnungsgeld 720 Mk.) geregelt.

Meldungen und Anfragen an Direktor Dr. Lippelt.

Zur Erziehung

junger Leute aus gutem Hause bietet sich in gesunder schöner Lage **Marburgs** geeignete Gelegenheit. (Gymnasium und Oberrealschule.) Sorgfältige, durch langjährige Erfahrung in **hochgebildeten** Familien erprobte Geistes- und Körperpflege zugesichert. Bedingungen nach Uebereinkunft. Anfragen unter **T M** an den Verlag.

Für **2 meiner Söhne,** welche Tertia und Sexta des hiesigen Real-Gymnasiums besuchen, suche ich einen **stud.** oder **cand. phil.** oder **theol.** zur Beaufsichtigung der Schularbeiten und evtl. Nachhülfe.

Die Stellung ist mehrfach von Herren bekleidet gewesen, die sich hier mit gutem Erfolge zum Examen vorbereiteten.

Hermann Helpe, Bückeburg

Cand. theol. sucht für die Ferien (März und April) einfache, ruhige **Pension,** eventuell gegen Erteilung von Unterricht. Angebote mit genauer Angabe der Bedingungen unter **V W** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig

Soeben erschien in zweiter erweiterter Auflage:

Lebenskunst

von

Professor **Wilhelm Bithorn**
Stiftssuperintendent in Merseburg

Preis geheftet: 3 *M.*, elegant in Leinen gebunden: 4 *M.*

Chr. Welt, Jahrg. 23, Nr. 51: „Ein herrliches Büchlein für unsere Jugend und alle, die jung bleiben wollen."

Suche für ein **junges Mädchen** (20 J.) Stellung in einem **ländlichen Pfarrhaus** oder **Oberförsterei.** Vollständiger Familien-Anschluß Bedingung. Perfekt im Kochen, Backen, jeder Hausarbeit. Beste Zeugnisse. Da höhere Töchterschule absolviert, könnte erster Unterricht erteilt werden. Anfragen unter **R T 100** an den Verlag dieses Blattes.

Naturfreunde

erhalten auf Verlangen das reich-illustr. Bücherverzeichnis über die **„Naturwissenschaftlichen Wegweiser"** sowie **eine Serie illustr. Postkarten durch den Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart 54**

umsonst u. portofrei.

Instruktionskursus für Mission (AEPMV)

Im Anschluß an die Zentralvorstandssitzung findet nach Ostern **in Frankfurt a. M. ein Instruktionskursus für Mission statt.**

In Aussicht genommen sind drei Vortragsreihen von je drei einstündigen Vorträgen, die am **5. 6. und 7. April** (Dienstag, Mittwoch und Donnerstag) vormittags zwischen 9 und 1 Uhr gehalten werden sollen. Es werden reden:

1. Missionar a. D. D. Haas-Heidelberg über „Siege und Niederlagen des Christentums im Osten."

2. Lic. Dr. Rohrbach-Berlin über „Die evangelische Mission gegenüber fremder Kultur."

3. Senior Professor D. Bornemann-Frankfurt a. M. über „Missionsmethoden und Missionsperioden."

Diskussion, geselliges Beisammensein und eine volkstümliche Veranstaltung werden sich anschließen.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Pfarrer Lic. Lueken, Frankfurt a. M., Oppenheimerstr. 44.

Das genaue Programm wird später veröffentlicht.

Konfirmationsscheine in zwei Farben gedruckt mit 22 verschiedenen Bildern und 300 verschiedenen Sprüchen u. Liederversen. 3 Serien à 100 Stück. 30 St. 1 M., 100 St. 3 M.

Gedenkblatt, **kleines,** zur Erinnerung an den Tag der Konfirmation mit schöner Rankeneinfassung in mehrfarbigem Druck. 25 verschiedene Sprüche (oder freiem Raum zum Einschreiben). Einzeln 10 Pf.; 25 Ex. 2 M.; 50 Ex. 3,50 M.; 100 Ex. 6 M. — **Je ein Probeschein gratis.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Rittelmeyer, **Der Pfarrer,** 2 1/2 Mk. geb. **Nietzsche** u. d. Religion. 1.80 Mk. **Tolstois** relig. Botschaft. 2 Mk. **Gott und die Seele.** Mit **Dr. Geyer** herausgeg. 7 1/2 Mk. geb.

Heinrich Kerler, Verlagskonto, **Ulm**

Die Zustände in Nordschleswig

von

Johannes Tiedje

VIII und 135 Seiten. 1.30 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.40 Mk. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

35. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 3. Die Religion in Geschichte und Gegenwart, herausgegeben von Schiele, I. Bd. (Schürer) — Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein, Neue Folge I. Heft (Zillessen) — Der Codex Boernerianus der Briefe des Apostels Paulus, in Lichtdruck nachgebildet mit Vorwort von Reichardt (H. v. Soden) — Lütgert, Die Irrlehrer der Pastoralbriefe (W. Bauer) — Kunze, Die Uebergabe der Evangelien beim Taufunterricht (Kattenbusch) — Patin, Niceta Bischof von Remesiana (Kattenbusch) — Timotheus Aelurus' Widerlegung der auf der Synode von Chalcedon festgesetzten Lehre, herausg. von Karapet Ter-Mĕkērttschian und Erwand Ter-Minassiantz (Kattenbusch) — Schmoll, Die Bußlehre der Frühscholastik (Karl Müller) — Reden und Vorträge über Calvin (Lobstein) — Nieuwe Bijdragen tot Kennis van de Geschiedenis en het Wezen van het Lutheranisme in de Nederlanden, deel II, uitg. door Pont (Bossert) — Süskind, Der Einfluß Schellings auf die Entwicklung von Schleiermachers System (Stephan) — Bonus, Die Kirche (Vorbrodt) — Goldschmidt, Der Wert des Lebens (Zillessen)

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 351 677 550 M. Vermögensbestand 127 050 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg (Oster-Verzeichnis)